

Volkswille

Anzeigenpreis: 1/4 Seite 3,75, 1/2 Seite 7,50, 3/4 Seite 11,25, 1 ganze Seite 24,00. Familienanzeigen und Stellenangebote 20% Rabatt. Anzeigen unter Text, die 3 gepaltene mm Seite 0,60 Zl. von außerhalb 0,80 Zl. Bei Wiederholungen Rabatt.

❖ Organ der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens ❖

Abonnement: Vierteljährig vom 16. bis 30. 6. cz. 1,65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königschütt, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteurs.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Rosciszki 29). Postfachkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Ungelöste Krise im Reich

Die Reise Brünnings zu Hindenburg verschoben — Das Zentrum für Brünnings Pläne — Auf der Suche nach einem Finanzminister

Berlin. Die ursprünglich für Sonnabend geplante Reise des Reichszanklers nach Neudeck zur Berichterstattung beim Reichspräsidenten über die innerpolitische Lage ist, wie die Telegraphen-Union von unterrichteter Seite erfährt, einstweilen verschoben worden. Man rechnet jetzt frühestens mit der Reise für Montag oder Dienstag der nächsten Woche.

Am Sonnabend wird zunächst eine Besprechung zwischen Reichszankler Dr. Brüning und dem preussischen Finanzminister Dr. Hoyer-Hoff, der seine Reise durch den Wahlkreis Westfalen abgebrochen hat und in Berlin eintrifft, stattfinden. In der Besprechung zwischen Dr. Brüning und Hoyer-Hoff wird die Frage zu prüfen sein, ob Dr. Hoyer-Hoff in der Lage ist, unter den Voraussetzungen, die der Kanzler verlangt, die Geschäfte des Reichsfinanzministeriums zu übernehmen. Der Plan eines eventuellen Doppelmandats für Reich und Preußen — Hoyer-Hoff sollte also zugleich Reichsfinanzminister und preussischer Finanzminister sein — ist, wie wir zu wissen glauben, fallen gelassen worden. Sicherem Vernehmen nach hat Dr. Brüning erklärt, daß der Grundgedanke des Hoyer-Hoff-Projektes, wie es von Dr. Moldenhauer eingebracht worden ist, auch von dem neuen Finanzminister übernommen werden dürfte. Da Hoyer-Hoff als Vater der bekannten preussischen Abänderungsvorschläge gilt, die ja gleichfalls die Notopferrolle in den Mittelpunkt der Dedungsansätze stellen, glaubt man in Kreisen der Reichsregierung offenbar, mit ihm verhältnismäßig leicht zu einem völligen Einvernehmen über die künftige Finanzpolitik gelangen zu können.

Von demokratischer Seite verlautet dagegen, daß Dr. Hoyer-Hoff erhebliche Sach- und auch persönliche Bedenken gegen die Übernahme des Reichsfinanzministeriums hegt. Man ist der Meinung, daß er mit einer ganzen Reihe von Forderungen aufwarten wird, von denen man annimmt, daß sie vom Reichszankler nicht angenommen werden. In diesem Zusammenhang ist erneut von einer anderweitigen Verwendung des Schuldentilgungsfonds in Höhe von 450 Millionen M., die Rede gewesen.

Das Zentrum für Brünnings Kurs

Berlin. Die Zentrumsfraktion des Reichstages nahm am Freitag abends einen Bericht des Reichszanklers Dr. Brüning über die politische Lage entgegen. Der Reichszankler beschaffte sich in seinen Ausführungen in der Hauptsache mit den Gründen, die die Regierung zur Einbringung ihrer Dedungsvorlage veranlaßt haben. Er ließ keinen Zweifel daran, daß die Regierung zwar in der Form mit sich reden lassen, daß sie aber in der Sache unbedingt auf ihrem Standpunkt beharren werde. Eine Aussprache über den Bericht des Reichszanklers fand nicht statt. Dagegen stellte der stellvertretende Vorsitzende der Fraktion ohne Widerspruch fest, daß die Zentrumsfraktion des Reichstages geschlossen hinter dem Reichszankler Brüning und der Regierung steht.

Polnischer Protest in Berlin

Polen klagt an, daß deutscherseits der Angriff erfolgte — Die leidigen Grenzwirtschaftsfälle

Warschau u.a. Wie aus polnischer Quelle verlautet, ist die Untersuchung über den Grenzwirtschaftsfall bei Rastbach (Kreis Marienwerder), wo ein polnischer Grenzposten die Frau eines deutschen Reichsangehörigen verhaften wollte, die sich mit einem ordnungsmäßigen Wirtschaftsausweis versehen, auf von ihrem Ehemann gepachtetes auf polnischem Gebiet liegendes Auslandersland begeben wollte, bereits abgeschlossen worden. Im Zusammenhang damit sei dem hiesigen deutschen Gesandten am Freitag nachmittags eine polnische Note übergeben worden, in der u. a. festgestellt werde, es sei einwandfrei erwiesen, daß von deutscher Seite auf den polnischen diensttuenden Beamten zwei Schüsse abgegeben worden seien, von denen einer seine Klappe durchschlug. In der Note zählte die polnische Regierung ferner sechs ähnliche Grenzwirtschaftsfälle auf, die sich in der letzten Zeit ereignet hätten und fordere die Einsetzung einer deutsch-polnischen gemischten Kommission zur Untersuchung und Verhütung weiterer solcher Fälle. Ferner werde eine Entschädigung für den polnischen Beamten und die Bestrafung des deutschen Schuldigen gefordert.

Gemischter Ausschuss zur Untersuchung des Zwischenfalls bei Proßten

Berlin. Wie von zuständiger Stelle mitgeteilt wird, ist am Freitag mittag um 13 Uhr ein gemischter deutsch-polnischer Ausschuss zur Untersuchung des neuen Zwischenfalls bei Proß-

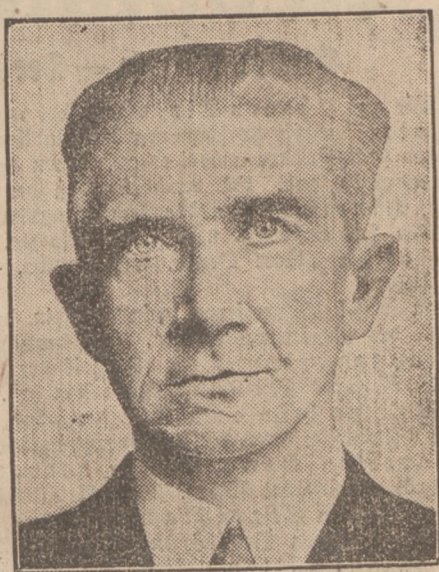
ten zusammengetreten. Diesem Ausschuss gehört deutscherseits u. a. der zuständige Landrat, sowie ein Vertreter der Staatsanwaltschaft an.

Zu der Ablehnung des Abkommens über die Ein- und Ausfuhrverbote durch Polen

Genf. Der Generalsekretär des Völkerbundes hat sämtliche an der internationalen Konferenz zustandegekommenen Abkommens über die Aufhebung der Ein- und Ausfuhrverbote beteiligten Regierungen telegraphisch der polnischen Regierung von der Mitteilung in Kenntnis gesetzt, daß sie das Abkommen nicht ratifizieren könne. Infolge der polnischen Erklärung tritt das Abkommen mit dem 1. Juli für Deutschland, Österreich, Belgien, Dänemark, Frankreich, Ungarn, Italien, Luxemburg, Rumänien, Schweiz und Südslawien außer Kraft. Das Abkommen bleibt vorläufig für sechs Staaten, die das Abkommen ohne Vorbehalt ratifiziert haben, bis zum 30. Juni 1931 in Kraft.

Der deutsche Botschafter bei Litwinow

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, hat der stellvertretende Außenkommissar der Sowjetunion, Litwinow, den deutschen Botschafter von Dirksen erneut zu einer Unterredung empfangen, die sich um den Stand der deutsch-russischen Beziehungen drehte.



Als neuer Reichsfinanzminister in Aussicht genommen

ist in erster Linie der preussische Finanzminister Dr. Hoyer-Hoff, der seit fünf Jahren den preussischen Etat mit bemerkenswerter Klarheit verwaltet und als erfolgreichster aller Finanzminister Ansehen und Vertrauen in außerordentlichem Maße genießt.

Dr. Hoyer-Hoff lehnt ab

Gelsenkirchen. Der preussische Finanzminister Dr. Hoyer-Hoff, der sich zur Zeit auf einer Vortragsreise im rheinisch-westfälischen Industriegebiet befindet, führte auf einer von der Arbeitgemeinschaft Industriebezirk der deutschen demokratischen Partei einberufenen öffentlichen Versammlung u. a. aus, daß der Reichszankler Dr. Brüning ihn gebeten habe, nach Berlin zurückzukehren. Er werde dem Rufe Folge leisten und seine Vortragsreise im Industriegebiet abbrechen. In Berlin werde man zweifellos an ihn die Frage stellen, ob er Reichsfinanzminister werden wolle. „Aber“, so sagte der Minister, „ich denke nicht daran.“ Ich habe nicht den Willen, Reichsfinanzminister zu werden. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ich in diesem Kabinett fruchtbare Arbeit leisten kann. Ich würde dabei nur große Schwierigkeiten haben, die für meine Partei von großem Schaden sein würden.“

Brünnings Scherben

Schneller, als die Herren „Frontsoldaten“ im Kabinett der „Führung“ es sich haben träumen lassen, geht ihre widernatürliche Koalition in die Brüche. Und der stärkste Mann in dieser reaktionärsten aller Regierungen seit der deutschen Republik ergreift als erster die Flucht, nachdem ihm seine eigenen Fraktionskollegen die Gefolgschaft versagt haben. Bald nach dem Zustandekommen dieses Kabinetts der starken Hand verkündete er großzügig, daß bereits alle Steuervorlagen funktionieren, und daß sein Etat seit 1925 der erste sein wird, der ohne Fehlbetrag endet und daß dies die Grundlage zu einer Steuerentlastung im kommenden Jahr sein wird, die man durch den Youngplan, infolge Senkung der Reparationsleistungen, erzielen kann. Man hat die Rechnung ohne die Koalitionsgenossen gemacht, die zunächst einige hundert Millionen für die notleidende Landwirtschaft sich gesichert haben, und das Loch, welches durch die Dsthilfe entstand, sollte durch ein Notopfer gedeckt werden, für welches die Frontsoldaten vier Prozent ihres Gehalts abgeben sollten. Die paar Duzend Millionen, die man auf diesem Wege erzielt hätte, reichen aber bei weitem nicht aus, um die 300 Millionen zu decken, die als Fehlbetrag im Etat stehen. Und da die von Moldenhauer, dem starken Mann im Kabinett Brüning, geplante Dedungsvorlage für keine Partei annehmbar war, so hat er es vorgezogen, einfach zu demissionieren und auch der Versuch, ihn durch Hindenburg zu bewegen, als Finanzminister weiter zu verbleiben, kann als gescheitert betrachtet werden.

Was wird nun Brüning tun? Das ist die Frage, die die deutsche Politik bewegt. Wenn man sich dessen erinnert, so hat gerade der Reichszankler in einer Reihe von Reden beweisen wollen, daß dieses Kabinett noch immer die Führung hat. Aber dort, wo es ernsthaft darauf ankam, diese Führung zu beweisen, da hat man sich hinter Hindenburg gestellt, der die auseinanderjagende Schafherde zusammenhalten sollte. Dies ist auch zunächst gelungen, so lange, bis es ans Zahlen kam. Da die Industriellen sich um ihre Früchte betrogen sehen, von einer Steuerentlastung nicht die Rede sein kann, ziehen sie auch ihren Mann zurück und lassen den „Frontsoldaten“ Brüning allein im Sühnen-graben. Wieder ist es Hindenburg, der entscheiden soll, ob die Reichstagsauflösung folgt, oder ein neues Kabinett. Und der Weg führt nur zu Hugenberg, der ja wiederholt seine Freundschaft angeboten hat. Brüning ist wohl zu klug, um einzusehen, daß er mit dieser Politik nicht weiter kommt und daß auch eine Neuwahl die Verhältnisse nur wenig ändern kann. Aber das traurigste dieser Politik ist, daß die „Frontsoldaten“ nicht einsehen wollen, daß ihre Politik bereits jetzt Bankrott erlitten hat und daß insbesondere Dr. Brüning am Kanzleramt klebt.

Großzügig hat man Hilfe nach allen Seiten versprochen, aber sie bisher nur der Landwirtschaft geben können. Auch die Sozialdemokraten bestreiten nicht, daß sich die deutsche Landwirtschaft in Not befindet, aber sie auf Kosten der Allgemeinheit zu erhalten, ist ein verfehltes Rettungssystem, denn selbst die ihr jetzt gewährte Hilfe ändert an dieser Landwirtschaftskrise nichts. Die Herren wußten und wissen nicht, wie sie die Millionen-Fehlbeträge decken sollen, aber schon sind sie bereit, neue Summen für einen höchst überflüssigen Panzerkreuzer auszugeben, dafür aber die Beamten und die Arbeitslosen zu treffen. Es ist interessant festzustellen, daß gerade das Kabinett der starken Hand, die Regierung der Führung, in ihrer Finanznot nichts Besseres vorzuschlagen wußte, als auf jene Vorschläge zurückzukommen, die bereits von den Sozialdemokraten in der Koalition erwogen worden sind. Als sie in der Großen Koalition vorgeschlagen wurden, nannte man dies „sozialdemokratische Schlamperei“, jetzt ist der Finanzminister Moldenhauer darüber gestolpert und ihm folgt die ganze Regierung der Frontsoldaten, die sich das Regieren wesentlich anders vorgestellt hatte. Sie bleiben aber die reaktionärste Regierung, wie sie ihre eigenen Parteifreunde bezeichnet haben, die sie seit der deutschen Republik am Ruder hat.

Es ist so einfach, von einer Führung zu sprechen, nachdem die außenpolitischen Probleme durch die Regierung Müller befriedigend gelöst wurden, das Rheinland geräumt wird und durch die Annahme des Youngplanes auch eine gewisse Entlastung im Innern erfolgt ist. Die Männer der starken Hand hatten es furchtbar eilig, die Sozialdemokraten aus der Koalition auszuschiffen und sich auf den außenpolitischen Vorbeeren auszuruhen, heute stehen sie vor der Entscheidung, abzutreten, weil sich ihre ganze Regierungskunst als ein fortlaufender Fehler erwiesen hat. Aber scheinbar schmeckt die ergatterte Frucht so gut, daß man

keine Lust hat, den Platz zu räumen. Wäre für die breiten Massen der Schaden nicht so groß, man könnte sich nur freuen, wie die Herren immer mehr der Katastrophe zueilen, trotz des Feldherrn Hindenburg, dessen Kabinett ja eigentlich Brüning führt. Man hat so oft dem Reichstag mit der Auflösung gedroht und heute, wo er sich entschlossen zeigt, die Deckungsvorlage in der jetzigen Form nicht anzunehmen, ist man nur zu einer Kabinettskrisis bereit, von einer Reichstagsauflösung und von Neuwahlen spricht man nicht mehr. Man hat noch vor einigen Tagen verkündigt, daß noch vor den Sommerferien des Reichstags die Deckungsvorlage angenommen werden muß. Die nächsten Tage werden entscheiden, ob die Regierung der starken Hand es auf einen Konflikt ankommen lassen oder ob man weiter wuteln wird. In der jetzigen Form ist die Deckungsvorlage für den Reichstag unannehmbar und da bleibt dem Reichskanzler kein anderer Weg übrig, als zurückzutreten und ein neues Kabinett zu bilden oder aber den Reichstag heimzuschießen und Neuwahlen auszuschießen. Wahrscheinlich hat man auch noch die Möglichkeit erwogen, mit Hilfe des so oft in Aussicht genommenen Paragraphen 48 zu regieren, das heißt, durch einen Ausnahmezustand die Deckungsvorlage durchzuführen. Aber da ist ein kleiner Haken, denn man muß ja nachträglich diese Politik auch vor dem kommenden Reichstag verantworten und scheinbar vor dieser Verantwortung will man sich drücken. Einstweilen hat man wieder den Weg zu Hindenburg beschritten und man wird abwarten müssen, was der Reichskanzler von Neudeck, dem Gute Hindenburgs, bringen wird. Jedenfalls hält sich Brüning in Reserve, trotzdem der stärkste Mann seiner Regierung, Moldenhauer, bereits abgehauen ist.

Das Reich befindet sich in einer schwierigen Lage. Selbst, wenn es zu Neuwahlen kommt, so soll man sich keinerlei Hoffnungen hingeben, daß die Lage gebessert wird. Zwar wird eine Parteiverschiebung eintreten, aber der Ideenzirkel des deutschen Bürgertums bleibt der gleiche, es will die Opfer auf die Schultern der breiten Massen abwälzen. Denn das Notopfer der Beamten ist nur ein Vorspiel für die große Lohnabbauaktion, die man durch die Verhandlungen der Industriellen mit den Gewerkschaften begonnen hat. Der Reichsarbeitsminister hat ja in dieser Richtung bereits einen Schiedsspruch gefällt, der nichts anderes bedeutet, als eine faktische Lohnsenkung, ohne daß irgendwie die Gewähr gegeben ist, daß in absehbarer Zeit auch eine Preisherabsetzung für Artikel des täglichen Bedarfs folgen wird. Die Herren — und hier ist wieder der Reichskanzler — Vorboten — wollen erst dann eine Preissenkung eintreten lassen, wenn die Lohnreduzierung erfolgt ist. Man will also den breiten Massen doppelte Opfer aufzwingen. Sie sollen den Lohnabbau billigen, aber weiter die jetzigen Marktpreise für die wichtigsten Artikel zahlen. Die Landwirtschaft hat ja auch in Aussicht gestellt, daß durch die Dithilfe der agrarischen Artikel verbilligt werden, jetzt stellt sich heraus, daß sie — im Gegenteil — durch die neuen Zollsätze im Reich angezogen haben.

Die Regierung Brüning ist untragbar, aber sie denkt nicht daran, zurückzutreten und einem neuen Kabinett Platz zu machen. Ohne Zentrum kann heute nicht regiert werden, erklären die Herren und darum wird uns Brüning auch im kommenden Kabinett erhalten bleiben, denn vorerst genießt er das Vertrauen Hindenburgs, wenn er es auch im Reichstag und bei seiner eigenen Fraktion bereits verloren hat. Von den breiten Massen soll zunächst nicht gesprochen werden, denn diese treten erst bei Neuwahlen in Aktion. Und diese Neuwahlen fürchten die bürgerlichen Parteien, wie der Teufel das Weihwasser. Nun wählt Sachsen am 22. Juni, und das soll für das Bürgertum die Generalprobe sein, ob man die rote Flut im Reich abdammen kann. Diese Wahlen sind es, die Brüning noch eine Galgenfrist gewähren. Die „Frontsoldaten“, die Männer der starken Hand im Kabinett der „Führung“, haben sich aber in ihrer Politik als große Schwächlinge erwiesen, die da ihrem Papa Hindenburg nachhaken, ohne zu bedenken, daß auch dieser Feldherr bereits sein Sedan hat und seine Berater sehr schlechte Ratschläggeber der Reichspolitik sind. Scherben will Brüning übernommen haben, einen Scherbenhaufen wird er den kommenden Männern zurücklassen. —N.

Mandatsniederlegung des Abgeordneten Moldenhauers?

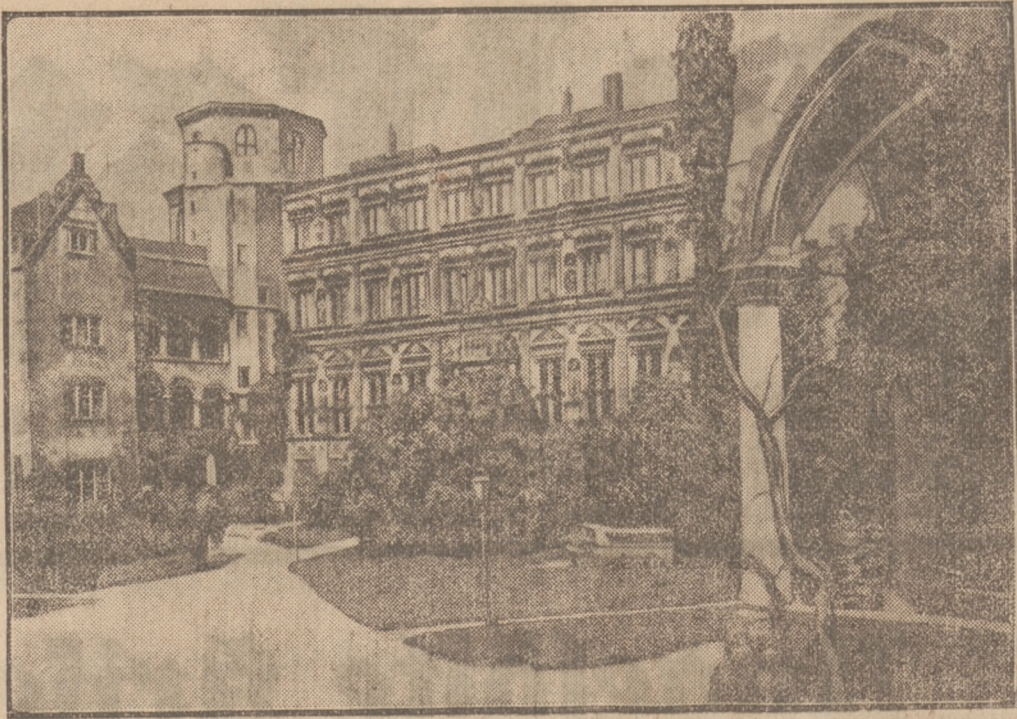
Berlin. Der bisherige Reichsfinanzminister Dr. Moldenhauer beabsichtigt, wie die „Wanderhalle“ erzählt, in absehbarer Zeit sein Reichstagsmandat niederzulegen. Dr. Moldenhauer wird, wie erklärt wird, bis zur Sommerpause sein Mandat noch ausüben, um den kommenden schwierigen Entscheidungen auf politischem Gebiet nicht aus dem Wege zu gehen, dann aber aller Voraussicht nach auf eine weitere parlamentarische Tätigkeit verzichten.



Zum Gattenmordprozeß Dr. Gutmann

Zahnarzt Dr. Gutmann aus Schwedt, der beschuldigt wird, seine zweite Frau ermordet zu haben. Er steht ferner im Verdacht, seine erste Frau vor 7 Jahren durch Gift beseitigt zu haben. Der sowohl vom kriminalistischen, wie auch vom psychologischen Standpunkt Aufsehen erregende Gattenmordprozeß begann vor dem Schwurgericht in Prenzlau.

Die Stätte der ersten Befreiungsfeier



anlässlich der bevorstehenden Räumung der III. Zone des besetzten Gebietes ist der Hof des Heidelberger Schlosses, wo am 22. Juni die pfälzischen Winger- und Verkehrsvereine eine festliche Rundgebung veranstalten.

Revolution in Bolivien

Blutige Kämpfe — Der deutsche General Runt gefangen genommen

Paris. Wie aus Buenos Aires gemeldet wird, haben in Bolivien schwere Kämpfe zwischen den Aufständischen und Regierungstruppen stattgefunden, wobei es auf beiden Seiten viele Tote und Verwundete gab. Die Nachricht, daß der Führer der Aufständischen, Ginojosa, von den Regierungstruppen verhaftet worden sei, entspricht nicht den Tatsachen. Die Aufständischen sollen die Städte Oruro, Cochabamba, Potosi und Sucre besetzt haben.

Es soll den Aufständischen ferner gelungen sein, den Chef des Generalstabes der Regierungstruppen, den deutschen General Runt, gefangen zu nehmen, da ein Teil der Regierungstruppen zu den Aufständischen übergegangen sein soll.

Die Aufständischen haben einen Aufruf erlassen, in dem es heißt, daß die Revolution durch die Regierungsmethoden der unkonstitutionellen Gewalttätigkeiten hervorgerufen sei, die das Volk ausgebeutet hätten. Dem Präsidenten Siles und dem Vizepräsidenten Saavedra wird vorgeworfen, daß sie durch Paktieren mit den Vereinigten Staaten Bolivien schwer geschädigt hätten. Von den Aufständischen ist Ginojosa zum vorläufigen Präsidenten ausgerufen worden.



Deutscher General von bolivianischen Aufständischen gefangen

General Runt, der aus deutschen Diensten ausgeschieden war, um als Generalstabschef die bolivianische Armee zu reorganisieren, ist nach Meldungen aus Kreisen der Aufständischen von diesen in der Hauptstadt La Paz gefangen genommen worden.

Aussöhnung zwischen Stalin und Woroschilow

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, erklärte Kriegskommissar Woroschilow in einer Rede in Moskau, die Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und Stalin seien jetzt beigelegt.

Der Kampf um Frankreichs Rüstungen

Tardieu droht mit der Vertrauensfrage

Paris. In der Freitagssitzung des Finanzausschusses der Kammer teilte Finanzminister Reaume mit, daß die Aktien der Schatzkammer am 30. November 1929 191/4 Milliarden und am 31. Mai 1930 11 306 000 000 beitrugen hätten. Es sei demnach sehr wohl möglich, die für die Durchführung der nationalen Verteidigung notwendigen 5 Milliarden aus der Schatzkasse zu entnehmen. Ministerpräsident Tardieu erklärte ergänzend, daß die Regierung an dem Plan der Verwendung von 5 Milliarden für die nationale Verteidigung festhalten müsse. Tardieu betonte ferner, daß das Programm recht bald verwirklicht werden müsse, um einer drohenden Arbeitslosigkeit vorzubeugen. Tardieu gab dann nähere Aufklärung über die Richtlinien, die die Regierung in der Frage der Landesverteidigung verfolge. Der Ministerpräsident hat dann noch den Ausschuß, sich zu dem Beschluß der sozialistischen Kammergruppe zu äußern, der bekanntlich darauf hinausgeht, den Seeres- und Finanzausschuß mit der Ausarbeitung eines neuen Berichtes über die Ein- und Ausgänge der Schatzkammer zu beauftragen. Er selbst werde nicht veräumen, gegen diese Entschließung die Vertrauensfrage zu stellen. Die nächste Sitzung des Finanzausschusses findet am nächsten Dienstag statt.

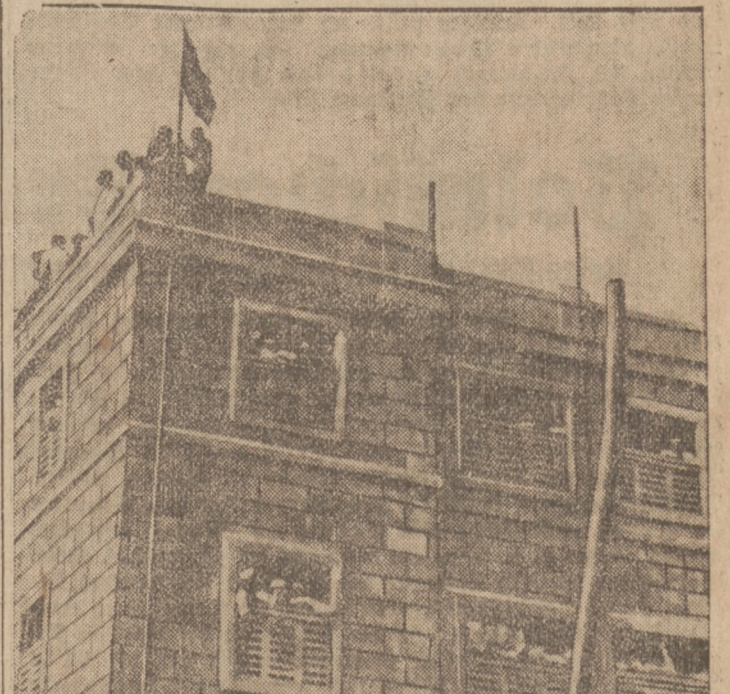
Amtsenthörung der Belgrader Stadtverwaltung

Wien. Eine Korrespondenz meldet aus Belgrad, daß durch königlichen Erlaß der Bürgermeister von Belgrad, Dr. Marlowitsch und 13 Mitglieder des Gemeinderates ihrer Stellen enthoben worden sind. Zum Bürgermeister wurde der ehemalige Abgeordnete der Pribitschewitsch-Partei Dr. Popowitsch ernannt. Unter den neuernannten Gemeinderäten befinden sich drei Deutsche. Bisher war ein Deutscher im Gemeinderat von Belgrad vertreten.

1400 Beamte des Sowjet-Finanzkommissariats entlassen

Kowno. Einer Meldung aus Moskau zufolge, kam es dort am Donnerstag zu einer aufsehenerregenden Entlassung von 1400 Beamten des Finanzkommissariats der Sowjetunion. Als Grund für diese Maßnahme wird angegeben, daß ihre politischen Ansichten nicht vereinbar seien mit denjenigen einer

kommunistischen Diktatur. Darüber hinaus ist außerdem noch gegen eine Anzahl dieser Beamten ein Verfahren wegen Hochverrats eingeleitet worden.



Die Meutererflage auf einem indischen Gefängnis

Die immer zahlreicheren Verhaftungen, mit denen die englische Regierung der indischen Aufstandsbewegung Herr zu werden sucht, haben zu einer Ueberfüllung der Gefängnisse geführt. In einem als provisorisches Gefängnis eingerichteten Wohnhause in Bombay brach kürzlich eine Revolte aus, bei der es den Gefangenen gelang, auf dem Dach die „Flagge des Proletates“ zu hissen.

Die Budgetvorlage vor dem Schlesischen Sejm

Die beste Wirtschaft in Schlesiens während der sejmlosen Zeit — Der Wojewode zu jeder Verantwortung bereit
Schutz den Oberschlesiern — Die Autonomie in jeder Hinsicht gesichert — Kultureller Aufstieg während des Sanacjaures in der Wojewodschaft

Grazynskis Revue

Ein abschließendes Urteil über die Budgetrede des Wojewoden Dr. Grazynski wird erst möglich sein, wenn sie uns gedruckt im Wortlaut vorliegen wird. Der Wojewode hat mit einer Unterbrechung von 40 Minuten seine Rede von 96 Schreibmaschinenseiten während 3 Stunden abgelesen, und es muß mit Bedauern festgestellt werden, daß in der Journalistenloge, infolge einer außergewöhnlich schlechten Akustik, nur wenig zu vernehmen war. Auf dieses Wenige der Ausführungen des Wojewoden müssen wir uns eben heute beschränken und behalten uns vor, ausführlich auf die vielfachenden Äußerungen des verantwortlichen Leiters der Wojewodschaftspolitik noch näher zurückzukommen. Dies wird ja auch bereits in der Antwort der Fraktionsführer in der nächsten Sitzung des Sejms erfolgen, wenn das Budget der Kommission überwiesen wird.

Würde alles in unserer Wojewodschaft so bestellt sein, wie es Herr Dr. Grazynski uns darzustellen beliebt, es wäre eben alles in Butter. Selbstverständlich hob der Wojewode nur seine Verdienste hervor und besonders diejenigen der sejmlosen Zeit sind nach Meinung des Wojewoden die besten. Es ist selbstverständlich, daß er es ablehnt, sich für die Taten zu verantworten, denn er habe ja alles im Einvernehmen mit dem Wojewodschaftsrat getätigt und nie etwas ohne die Bestätigung der Regierung getan. Und da ja die Regierung nach Meinung des Wojewoden sich streng an die Verfassung hält, so ist alles in bester Ordnung, denn nicht er ist für die sejmlose Zeit verantwortlich, sondern der frühere Sejm, der es nicht fertig gebracht hat, eine Wahlordnung, und vor allem ein Organisationsstatut zu beschließen. So lange dies nicht vorhanden ist, mußte der Wojewode unter Berufung auf die Regierung handeln. Er tat es auch, dafür zeugen die Taten, die in jeder Hinsicht für ihn bürgen, denn gerade unter seinem Regime habe die Wojewodschaft einen glänzenden Aufschwung genommen und erhebliche Millionen als Reserven erspart, und die amerikanische Anleihe gab den Rest des Segens.

Erst dem Sanacjaures unter Führung des Wojewoden ist es vorbehalten geblieben, das Autonomiestatut vorzubereiten, welches bei der Regierung zur Bestätigung liegt und dem Sejm bald vorgelegt werden wird. Der Wojewode, so bemerkt er, ist zu Unrecht angegriffen worden, denn er ist nicht nur für den Ausbau der Autonomie, sondern er hält sie auch für einen Segen für die ober-schlesische Bevölkerung. Er hält es als eine besondere Ehre, zu betonen, daß unter seiner Regierung gerade die Oberschlesier gefördert worden sind und nie habe er je einen Oberschlesier wegen seiner politischen Gesinnung maßregeln oder gar verurteilen lassen. Aber Polen ist ein geschlossenes Gebiet und darum kann es keine besondere ober-schlesische Psychologie geben, sondern die Beamten müssen in jedem Teil Polens ihre Pflicht zu erfüllen wissen, und darum auch die Auswahl der Tüchtigen, die man nach anderen Teilen Polens als Oberschlesier verlegt hat. Er habe in Oberschlesien erst die Auswahl der Tüchtigen vollzogen und die vielen Institute, die er zu ihrer Ausbildung erbauen läßt, zeugen davon, daß sie unter Grazynski noch besonders bedacht werden. Sonst steht der Wojewode auf dem Standpunkt, der tüchtigste Beamte am richtigen Platz, und darum die ungeheuersten Einwanderungen der Beamten aus anderen Gebieten.

Um verschiedenen Wünschen, die bereits durch Anträge von diesem Sejm folgen, gerecht zu werden, stellt der Wojewode Selbstverwaltungsgesetze in Aussicht, wie die Kreis-, Ausschüsse, Grenzverordnungen zwischen den Kreisen, Kommunal- und Städteordnungen, alles ist bereits vorbereitet und wird dem Sejm beschickt. Bezüglich der Polizei verfolgt allerdings der Wojewode das Ziel, sie zu verstaatlichen, das heißt, sie nicht als Wojewodschafts- sondern als Reichspolizei umzubauen, er spendet ihr Lob, daß sie jederzeit vorzügliches geleistet habe, denn ein Banküberfall sei in der Wojewodschaft bisher nicht vorgekommen und die allgemeine Sicherheit lasse nichts zu wünschen übrig, bis auf die Verarmungserscheinungen, wo die Polizei sich völlig passiv verhält, aber davon scheint der Herr Wojewode in seinem Expose vergessen zu haben. Wir respektieren nur über das, was wir hören konnten.

Einen breiten Raum in der Behandlung des Budgets nahm das Bauwesen ein, und hier operierte der Wojewode mit Zahlen, die erst nachgeprüft werden müssen. Es wäre ja auch verfehlt, darüber zu streiten, als wenn nichts getan worden sei. Nur soll man nicht alles als ein Verdienst des Sanacjaures buchen, denn vielleicht wäre mit gleicher Energie, unter der Aufsicht des Sejms, weit Bedeutenderes geleistet worden, und vielleicht auch viel billiger. Den sozialen und wirtschaftlichen Problemen widmet der Wojewode auch seine Aufmerksamkeit, und nach seiner Meinung ist die Zahl der Arbeitslosen durchaus nicht so erschütternd, es hätte ohne seine weiträumige Baupolitik noch weit schlimmer sein können und, was die traurige Wirtschaftslage anbetrifft, so sei dies eine Folge der internationalen Wirtschaftskrise, die man zu beheben bemüht sein wird.

Der Pflege der Landwirtschaft, des Schulwesens und allen übrigen Problemen, die unsere Wojewodschaft bewegen, hat er immer seine größte Aufmerksamkeit geschenkt, und wenn noch nichts Besseres gezeigt worden ist, so lag dies an den Verhältnissen. Er will, ohne zu polemisieren, nur nach seinen Worten und Taten beurteilt werden, und in diesem Sinne überreichte er dem Sejm sein Budget.

Wir haben schon oben erwähnt, daß es selbstverständlich ist, daß wir durchaus die Tatsachen erwägen wollen, beim Urteil über die Politik des Wojewoden. Wir haben leider nichts vernommen, wie sich der Wojewode die Lösung des Minderheitenproblems vorstellt, und es mag ja sein, daß wir es überhört haben, aber die Deutschen als Bürger hat der Wojewode ganz vergessen, und wir hoffen, daß es ein solches Problem in Zukunft für ihn nicht geben wird,

sondern nur gleichberechtigte Bürger dieses Staates. Darum wollen wir auch dem Urteil nicht vorgreifen, welches ihm von der Parteiführern zuteil wird.

Unsererseits erkennen wir gern an, daß der Wojewode ein beweglicher und fleißiger Mensch ist. Gern gestehen wir ein, daß etwas unter seiner Herrschaft geleistet wurde; wie es sich auswirkt, das allerdings kommt auf ein späteres Konto, und da sehen wir, daß leider das Gute verschwindend gering, gegenüber dem Schlechten ist, was gerade die Sanationspolitik des Wojewoden gezeigt hat. Und die Taten sind weit hinter den Versprechungen zurückgeblieben, trotz der prächtigen Budgetrede, die alles paradiesisch darstellte.

Der Sitzungsverlauf

Auf der Tagesordnung der 6. Sitzung des Schlesischen Sejms stehen nur 2 Punkte und zwar die 3. Lesung der Projekte, betreffend die Reorganisation der Finanzämter in Kattowitz, Königshütte, Rybnik und Bielitz, sowie die 1. Lesung Beziehungsweise die Begründung des Budgets für 1930/31 durch den Wojewoden, der sich hierzu eine Redezeit von 4 Stunden vorbehalten hat.

Nach Eröffnung gegen 9¼ Uhr mit den üblichen Formalitäten durch den Marschall Wollny beantragt Abg. Korfanty zum 1. Punkt Vertagung und Zurückverweisung der Projekte an die Budgetkommission, da die zuständigen Behörden in der Zwischenzeit zu den fraglichen Anträgen nicht die geforderte Aufklärung gegeben haben. Der Sejm beschließt im Sinne des Antragstellers.

Der Wojewode spricht

Vom freien Vortrag der Budgetbegründung kann eigentlich keine Rede sein, denn Herr Dr. Grazynski betritt das Rednerpodest mit einem starken Aktienbündel und beginnt sofort sein Expose vorzulesen. Der Wojewode erklärt, daß das Budget den Abgeordneten gedruckt vorliege und er zu den einzelnen Teilen die Begründung geben werde. Die Einnahmen setzen sich aus 122 468 000 — Zloty zusammen, denen an Ausgaben 122 337 591,52 Zloty gegenüberstehen. Er gibt eine Reihe von weiteren Ziffern an, die die Realität des Budgets nachweisen sollen. Zunächst wendet sich der Wojewode gegen die Vorwürfe, als wenn in der sejmlosen Zeit, die Wirtschaft eine schlechte gewesen wäre. Er habe im Einverständnis mit dem Ministerrat seine Budgets durchgeführt und er brauche keinerlei Kontrolle zu befürchten. Zu allen Fragen sei der Wojewodschaftsrat hinzugezogen worden und aus diesem Grunde könne keine Rede davon sein, daß die Verantwortung nur allein auf ihn falle. Die sejmlose Zeit sei nicht durch ihn verschuldet, sondern durch den ersten Sejm, der eben keine Wahlordnung geschaffen habe und diese erst in Warschau getätigt worden sei, nachdem es die Verhältnisse erlaubt haben.

Die Schlesische Autonomie

Niemals sei dem Wojewoden daran gelegen gewesen, die Einflüsse der ober-schlesischen Bevölkerung zu schmälern und etwa die Autonomie abzubauen. Im Gegenteil, erst unter seiner Regierung ist sofort das Projekt ausgearbeitet worden, das jetzt zur Begutachtung in Warschau vorliegt und dem Sejm bald vorgelegt werde. In dieser Beziehung habe ja der Sejm die Möglichkeit, seine Wünsche noch zu äußern, er aber fühle sich glücklich, daß die ober-schlesische Bevölkerung eine Autonomie habe, durch welche sie die Wojewodschaft nach ihren Wünschen ausbauen kann. Die Administration und deren gute Funktion sei Zeugnis dafür, daß in der Zwischenzeit gearbeitet worden ist, die Entwicklung gehe, dank der Umsicht des Wojewoden, vorwärts und niemand kann sich beklagen, daß irgend etwas zurückgeblieben sei.

Oberschlesien den Oberschlesiern

Mit aller Entschiedenheit müsse der Wojewode den Vorwurf zurückweisen, daß er die Oberschlesier bei Besetzung von Ämtern nicht berücksichtigt habe. Im Gegenteil, er war immer darauf bedacht, daß in erster Linie die Vertreter mit Oberschlesien besetzt wurden, wenn sie die nötige Qualifikation besaßen haben. Aber wenn Versetzungen vorfielen, so waren sie notwendig, damit die Oberschlesier auch andere Gebietsteile kennen lernen und sich der gesamten Struktur Polens anpassen. Wer aber faul war und den Anforderungen nicht entsprach, die an ihn gestellt wurden, mußte veretzt oder abgebaut werden, das erfordert eine gute Administration. Niemand aber könne behaupten, daß er aus politischen Gründen veretzt oder gemahnt worden sei, das wären leere Behauptungen. Fähige Beamten habe er immer herangezogen und nie darnach gefragt, woher sie stammten, denn in Polen müsse der fähigste Beamte zur Arbeit herangezogen werden.

Verstaatlichung der Polizei?

Im Rahmen der Autonomie muß auch ein Weg gefunden werden, daß die Polizei nicht der Wojewodschaft, sondern der Warschauer Regierung unterstellt werde. Die Sicherheitsverhältnisse in der Wojewodschaft seien die denkbar besten, denn es sei hier in einem Raubüberfall auf Banken noch nicht gekommen. Hinsichtlich der Administration sei es notwendig, in den einzelnen Kreisen die Grenzen schärfer zu umreißen, was auch bereits in den Projekten über die Selbstverwaltung zum Ausdruck kommen soll. Hierauf spricht der Wojewode über das Schulwesen und beweist an Hand eines reichen Zahlenmaterials, welche Fortschritte erzielt worden sind. In diesem Zusammenhang verweist er auf die Wichtigkeit der Schulung außerhalb der Schule, und für diese Zwecke seien reiche Mittel vorgesehen worden und auch bereits gute Erfolge erzielt.

Bauwesen und Landwirtschaft

Bei der Besprechung der Wirtschaftslage der Wojewodschaft verweist der Wojewode besonders auf die rege Bautätigkeit, die es ermöglichte, daß der Arbeitslosigkeit ein Damm gesetzt sei. Es konnten aus den Ueberschüssen reichliche Mittel hierzu verwendet werden, die amerikanische Anleihe habe hier großen Segen gestiftet und es ständen noch bedeutende Summen zur Verfügung. Die Arbeitslosigkeit, die durchaus normale Formen einnehme,

sei der Ausdruck internationaler Krisenercheinungen und hier sei er bemüht gewesen, alles zu tun, um sie einzudämmen. Aber die Wirtschaft der Wojewodschaft im allgemeinen trage durchaus gesunde Züge. Der Landwirtschaft sei jede nur denkbare Hilfe zuteil geworden und wird es auch in Zukunft sein. Hierauf sprach der Wojewode noch über die Kreditpolitik, die die Wirtschaftsnot beheben solle, vom Straßenbau und schließlich, unter Hinweis auf das neue Wojewodschaftsgebäude, welches den besten Beweis dafür erbringt, daß Schlesiens auf einer bedeutenden Kulturstufe stehe und vorwärts schreite.

Nach 1 Uhr beendete der Wojewode seine Ausführungen, worauf das Budget der Budgetkommission überwiesen wurde. Der Marschall teilte mit, daß die nächste Sitzung des Sejms am Montag, den 23. Juni, nachmittags 2 Uhr, stattfindet.

Sitzung der Budgetkommission des Schlesischen Sejms

Nach der Plenarsitzung des Schlesischen Sejms trat die Budgetkommission zu einer Sitzung zusammen. Zuerst wurde über die Bauanleihe beim Versicherungsamt in Königshütte beraten. Sie beträgt 3 Millionen Zloty und wird jährlich mit 7 Prozent verzinst. Die Versicherungsanstalt verlangt, daß die Anleihe durch die Steuereinnahmen garantiert werden muß, was aber von der Budgetkommission entschieden abgelehnt wurde. Die Kommission faßte den Beschluß, die Baufkredite zu einem Zinsfuß von 4½ Prozent zu gewähren und die 3 Prozent aus den Budgetbeiträgen zu denken. Die Budgetkommission hat weiter den Wojewodschaftsrat ermächtigt, aus den Beträgen der Versicherungsanstalt zwei Blockwohnhäuser, eins in Kattowitz und das zweite in Königshütte zu bauen und zu der Anleihe die in dem Zeitraum von 42 Jahren getilgt werden soll, ebenfalls aus den laufenden Einnahmen 3 Prozent zuzuzahlen, damit den Beamten ermöglicht wird, billige Wohnungen beziehen zu können.

Dann befaßte sich die Budgetkommission mit der Zeitanrechnung zu den Dienstjahren bei jenen Beamten, die im Plebiszitsdienst und in den Aufständischenformationen gedient haben.

Dann kam der sozialistische Antrag zur Beratung, der eine Aufstellung über die Verteilung der Baufkredite von dem Schlesischen Wirtschaftsforums verlangte. Das Wojewodschaftsamt legte folgenden Bericht vor:

Der Schlesische Wirtschaftsforums brachte bis jetzt den Betrag von 17 506 400 Zloty und für diesen Betrag wurden 14 093 Räume geschaffen. Anleihen bis zu 5000 Zloty wurden im Betrage von 2 292 500 Zloty erteilt und zwar zusammen an 620 Personen. Anleihen von über 5000 Zloty erhielten 112 Personen und zwar im Betrage von 15 213 500 Zloty. Auf die einzelnen Kreise verteilen sich die Baufkredite wie folgt: Kreis Kattowitz 93 Personen gleich 1 436 300 Zloty, Stadt Kattowitz 35 Personen gleich 1 081 500 Zloty, Kreis Rybnik 417 Personen gleich 3 443 100 Zloty, Kreis Biele 349 Personen gleich 2 694 200 Zloty, Kreis Schwientochlowitz 66 Personen gleich 1 436 300 Zloty, Kreis Tarnowitz 169 Personen gleich 1 845 200 Zloty, Kreis Lublitz 36 Personen gleich 348 400 Zloty, Stadt Königshütte 6 Personen gleich 328 000 Zloty, Kreis Bielitz 322 Personen gleich 2 854 200 Zloty, Stadt Bielitz 18 Personen gleich 299 500 Zloty, Kreis Teschen 218 Personen gleich 2 010 500 Zloty.

Dann kam der Antrag des deutschen Klubs über die Novellierung der Einkommensteuer. Das steuerfreie Existenzminimum soll erhöht werden. Die Kommission faßte den Beschluß den schlesischen Wojewoden zu ersuchen in dieser Frage bei der Zentralregierung vorstellig zu werden. Weiter kam der Antrag zur Beratung, daß allen ober-schlesischen Staatsbeamten die nach außerhalb von Schlesiens veretzt wurden, ein 60 prozentiger Zuschlag zu den Normaldiäten gezahlt werde. Die Wojewodschaftsvertreter erklärten, daß das viele Millionen erfordern würde, wenn dieser Antrag beschlossen werden sollte. Dr. Witczak erklärte dazu, daß der Wojewode allein das Recht habe, die Veretzung in die Wege zu leiten und niemand hat das Recht sich in diese Fragen einzumischen. Die Budgetkommission war anderer Meinung. Der Vertreter der Budgetabteilung bat um Vertagung der Angelegenheit auf 3 Wochen, damit er die Möglichkeit habe, die Zahl der Veretzungen genau festzustellen. Die Frist wurde bewilligt.

Dann verteilte die Kommission an die einzelnen Mitglieder die Referate.

Sejm, Wojewodschaftsrat, Verwaltungsgericht, Generalprokurator, erhielt Sanacja das Referat zugeteilt. Wojewodschaftsamt Korfantyklub, Finanzabteilung Korfantyklub, Pensionen Wahlgemeinschaft, Schulwesen Sanacja, Versicherungsamt Korfantyklub, Polizei Wahlgemeinschaft, Kultur und öffentliche Arbeiten Wahlgemeinschaft, Kultuswesen Korfantyklub.

Wollen Sie kaufen oder verkaufen? Angebote und Interessenten verleiht Ihnen ein Inserat im „Volkswille“

Polnisch-Schlesien

Der polnische Osten

Selten erfahren wir etwas darüber, was in dem polnischen Osten vor sich geht und das, was wir erfahren, ist nicht danach angetan, den polnischen Osten in unseren Augen zu heben. Aus dem polnischen Osten bringen zu uns schaurige Sachen herüber, über die wir uns nicht einmal ein Urteil bilden können, weil sie für einen durchschnittlichen Europäer unfassbar sind. Einmal wird durch Schläge und Feuer der Teufel aus den vom teuflischen Menschen ausgetrieben, dann wird wieder ein Bauer solange von einem Schlachthirten geprügelt, daß er unter den größten Qualen stirbt, zur Abwechslung wieder kommen Schlachthirtenüberfälle auf die Bauern, die ihr Vieh auf den Wiesen weiden, die strittig sind und keinen rechtmäßigen Besitzer finden können. Hin und wieder werden diese Sachen durch ein gerichtliches Urteil beleuchtet, mithin beruhen sie auf Wahrheit. Eine Tatsache steht aber unumwunden fest. Der polnische Osten wird durch drei Machtfaktoren beherrscht: Die Schlachta, den Alerus und die Polizei. Der Bürokratismus ist dann die vierte Macht im Bunde, der aber weniger gefährlich ist als die erst drei genannten.

Die Schlachta, das ist wohl die größte Macht, die sich dem Volke gegenüber alles erlauben kann, hauptsächlich jetzt, nachdem sie seit dem Maiumsturz einen Bestandteil der Sanacja bildet. Sie nutzt auch ihre Macht gehörig aus, zählt dem Lohnarbeiter für einen 12stündigen Arbeitstag 70 bis 80 Groschen, traktiert ihn mit der Keitpeitsche und mußt der Arbeiter auf, so wird er zum „Kommunisten“ gestempelt und wandert ins Loch. Die Gerichtsverhandlung in Rawa Ruska hat diese Tatsachen zu Tage gefördert, als eine Masse von Landarbeitern durch den Fürsten Sapiecha vor die Gerichtsbänke gezerzt wurden. Mit den Lohnsklaven pflegt man im polnischen Osten nicht viel Federlesens zu machen und die vielen Kommunistenprozesse geben das beste Zeugnis davon, daß dem so ist.

Die Bevölkerung ist dort stark religiös erzogen und sehr dummbar. Der Pfaffe hat dort ein reiches Betätigungsfeld und selbstverständlich steht er immer auf Seiten der Schlachta und der Polizei. Ihm tragen die Arbeiter alle ihre Sünden zu und werden dann dementsprechend klassifiziert und behandelt. Die Kirche sorgt schon dafür, daß die Landarbeiter alle Mißhandlungen geduldig ertragen und ihre Leiden dem lieben Gott anvertrauen. So will das der Graf haben und der Pfaffe auch.

Was die beiden Faktoren nicht fertig bringen, das besorgt die Polizei. Der Polizeibeamte ist so ziemlich die Universalbehörde. Ein Herr „Przedownik“ entscheidet wie ein Richter selbständig und meistens unwiderruflich, selbst in Zivilsachen, wie Beseitigungen u. a. Bei Diebstahlsfällen steht er den Dieb ins Loch oder wendet ganz andere Mittel an, die im Strafgesetze nicht vorgesehen sind, die aber wirken. Die Prügelstrafe scheint im polnischen Osten so ziemlich noch in Anwendung zu stehen. In Lemberg sitzen gegenwärtig auf der Anklagebank 17 ukrainische Studenten, angeblich „Terroristen“. Sie gaben alle einstimmig vor dem Gericht an, daß sie während der Untersuchung furchtlich geprügelt wurden und um der Prügelung zu entgehen, haben sie sich mit ihren Aussagen vor der Polizei belastet. Immer das alte Lied aus dem Osten. Sie wurden nicht nur auf den Gefäßteil geprügelt, aber in die Fersen. Die Polizei bestreitet freilich alles. Sie weiß nichts von einer Prügelei und ihr wird auch geglaubt. Die ukrainischen Terroristen, die sich in der Voruntersuchung selbst schwer belastet haben, werden auf Grund ihrer eigenen Aussagen und der Aussagen der Polizei zu schweren Strafen verurteilt.

In Lemberg versteht man zu strafen, ganz anders noch als bei uns. In der vorigen Woche wurde ein Prozeß vor dem Schwurgericht gegen mehrere Kommunisten beendet. Das Ergebnis waren drei Todesurteile. Also wegen kommunistischer Agitation — Todesstrafe. Eine strengere Strafe kennt das Gesetz nicht.

Das ist der polnische Osten mit seinem östlichen Geist, den der Durchschnittseuropäer nicht begreifen kann. Dieser Geist beeinflusst selbst das wirtschaftliche und politische Leben unserer Wojewodschaft. In Europa hat man sich bereits darüber ein Urteil gebildet und der österreichische Flieger-Mord hat uns das auf seiner Fliegertafel veranschaulicht, indem er Warschau mit einem Rudel Wölfen, die einem Schlitten nachlaufen, kennzeichnet.

Wichtig für Besitzer von Fünf-Zloty-Banknoten

Nach einer Verordnung des Finanzministers werden die Fünf-Zloty-Banknoten, datiert vom 25. Oktober 1925, Ende Juni d. J. aus dem Verkehr gezogen. Diese Banknoten werden vom 1. Juli d. J. bis zum 30. Juni 1932 in der staatlichen Zentralkasse, den Finanzkassen und der Bank Polsti umgetauscht. Der Termin für den Umtausch der Fünf-Zloty-Banknoten der Emission vom 1. Mai 1925, welche durch Verordnung des Finanzministeriums vom 14. Februar 1929 aus dem Verkehr gezogen wurden, ist bis zum 30. Juni 1931 festgesetzt worden.

Weiterer Kindertransport nach Gorzyh

Am kommenden Dienstag werden im Auftrage des Magistrats weitere 110 Kinder aus Kattowitz nach der Erholungsstätte in Gorzyh verschickt. Die Eltern bzw. Erziehungsberechtigten werden ersucht, pünktlich um 6.30 Uhr früh mit ihren Kindern am Kattowitzer Bahnhof 3. Klasse zu erscheinen.

Kattowitz und Umgebung

Wildweßstüchchen.

Sie mieteten eine Autodroschke und mißhandelten dann den Chauffeur bis zur Bewußtlosigkeit.

Zwei besser gekleidete Herren, welche sich in Damenbegleitung befanden, erschienen am Bahnhof und mieteten dort eine Autodroschke, um angeblich eine Spritztour zu unternehmen. In der Nähe der Firma Schwidewski, an der Straßenkreuzung der ul. Jamkowa und Königschütter Chauffeur erhielt plötzlich der Autolenker mit einem Gegenstand einen wuchtigen Schlag auf

Der Kampf um die Arbeitszeitfrage im Bergbau

Wird eine internationale Regelung der Arbeitszeitfrage im Bergbau erfolgen? — Die Kapitalisten gegen die Verkürzung der Arbeitszeit — Die Arbeitslosigkeit und der siebenstündige Arbeitstag

Es ist zweifellos ein großer Verdienst des Internationalen Arbeitsamtes, vor allem des französischen Sozialisten Thomas, daß die internationale Regelung der Arbeitszeit, der Lohnfragen und des Kohlenabfahes angeschnitten wurde. Sie wurde angeschnitten und wenn wir noch sehr weit von der internationalen Regelung dieser äußerst wichtigen Arbeits- und Lohnprobleme entfernt sind, so bilden sie doch das Tagesgespräch in den Kreisen der Arbeiter- und der Kapitalistenverbände. In den Arbeiterkreisen, gleichgültig, welcher gewerkschaftlichen Richtung, würde eine internationale Regelung dieser Fragen zweifellos mit einer großen Genugtuung begrüßt werden. Anders in den Kreisen der Arbeitgeber, die für eine internationale Regelung grundsätzlich unzugänglich sind.

Die erste internationale Kohlenkonferenz vom 6. Januar 1930 hat den Beweis erbracht, daß die Arbeitgeberorganisationen von einer internationalen Regelung der Lohnfrage im Bergbau überhaupt nichts hören wollen. Nach langer Ueberlegung entschlossen sie sich endlich, über die Arbeitszeitfrage zu debattieren. Die Debatte, welche länger als drei Wochen dauerte, verlief, wie nicht anders zu erwarten war, ergebnislos. Die Kapitalisten der einzelnen Länder wollten nicht nachgeben und die Konferenz ging resultatlos auseinander.

Die schlesischen Bergarbeiter sind über die Beratungen der ersten Kohlenkonferenz in Genf genügend informiert. Der „Volkswille“ hat die Frage erschöpfend behandelt, und schließlich haben auch die Vertreter der Arbeitergewerkschaften, die an der Konferenz teilgenommen haben, ihre Berichte erstattet. Der Senator Grajek, der zur Information dem Sejmabgeordneten Stanczyk zugeteilt war, hat in der Betriebsrätekonferenz einen langen Bericht erstattet und die ganze Schuld wegen dem negativen Verlauf der Konferenz in Genf auf England, nicht ausgenommen die englischen Arbeitergewerkschaften, gewälzt. Treu zur Seite stand ihm der schlesische Demobilisierungskommissar Gallot, der in Genf die polnische Regierung vertreten hat. Beide Herren haben den Scharfmacher Jalter, von dem polnischen Arbeitgeberverbände herant „arbeiterfeindlich“ vorgestellt, daß die schlesischen Bergarbeiter sich gar nicht einen besseren Vertreter bei der Arbeitszeitfrage wünschen konnten. Einige Wochen später kam die Ahe aus dem Sad heraus, indem die polnischen Arbeitgeberverbände an die polnische Regierung ein Memorial richteten, in welchem sie erklärten, daß der polnische Bergbau keine Verkürzung der Arbeitszeit verträge. Die Stellungnahme

zu dieser Frage stand mit der bevorstehenden zweiten Kohlenkonferenz in Genf, die am 16. Juni eröffnet wurde. Der „arbeiterfreundliche“ Herr Jalter hat selbstverständlich das Memorial mitunterzeichnet und hat damit die Herren Grajek und Gallot bloßgestellt, denn aus einem „Arbeiterfreunde“ hat sich da plötzlich ein Scharfmacher entpuppt, der gegen die internationale Arbeitszeitregelung protestiert.

Wie bereits gesagt, ist die zweite Kohlenkonferenz in Genf zusammengetreten, allerdings in einer anderen Zusammensetzung als die erste. Was wird sie den Arbeitern bringen? Eine Arbeitszeitverkürzung? Die wäre uns mit Rücksicht auf die schwere Lage im Bergbau sehr erwünscht. Aus den bisherigen Beratungen können noch gar keine Schlüsse gezogen werden, denn nach zwei kurzen konstituierenden Vollversammlungen wurden die Arbeiten in die Kommissionen verlegt. Wiederum steht die Arbeitszeitfrage im Vordergrund. So viel man bis jetzt erfahren konnte, haben die Arbeitgebergruppen ihre Mitarbeit an der Herabsetzung der Arbeitszeit zugesagt, haben aber weitgehende Vorbehalte gestellt und daher ist es ungewiß, ob der Entwurf des Internationalen Arbeitsamtes, der die Arbeitszeit auf 7½ Stunden täglich vorstelt, eine Zweidrittelmehrheit erlangen wird. Von den Regierungen haben sich bis jetzt nur England und Deutschland für den Entwurf ausgesprochen. Die polnische Regierung hält sich im Schatten und will mit der Sprache nicht heraus und die polnischen Kapitalisten werden dem Entwurf unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten, da sie vor der Konferenz bereits gegen eventuelle Arbeitszeitverkürzung protestiert haben.

Alle Anträge auf die Arbeitszeitverkürzung abgelehnt

Die telegraphischen Berichte aus Genf besagen, daß die Herabsetzung der Arbeitszeit von 8 auf 7 Stunden in den Kohlengruben mit 27 gegen 16 Stimmen abgelehnt wurde. Dann gelangte der englische Antrag zur Abstimmung, welcher die Arbeitszeit auf 7½ Stunden festlegen sollte. Auch dieser Antrag wurde mit 27 gegen 18 Stimmen abgelehnt. Zuletzt kam der Antrag des Internationalen Arbeitsamtes zur Abstimmung, der die Arbeitszeit auf 7¼ Stunden festlegen wollte. Auch dieser Antrag wurde mit Stimmenmehrheit abgelehnt. Selbst ein deutscher Antrag, der den 8stündigen Arbeitstag vorstelt, wurde abgelehnt. Damit kann die Konferenz als gescheitert angesehen werden.

Die Polnische Berufsvereinigung vor dem Eingehen

Wachstum und Verfall — Gewerkschaftliche Heuchelei — Die Arbeiter gegen die Zersplitterung — Freier Spielraum den Klassenkampforganisationen

Im vorigen Jahre hat die Polnische Berufsvereinigung in dem schlesischen Industriegebiet ihr 25jähriges Gründungsjubiläum gefeiert. Sie ist eigentlich älter, denn sie wurde schon zwei Jahre früher in dem westfälischen Kohlengebiet gegründet. Der Vater der Polnischen Berufsvereinigung war der gewesene Reichstagsabgeordnete Brejski in Bochum gewesen, der dort für die polnischen Auswanderer eine polnische Zeitung, den „Wiarus Polski“ herausgab. Brejski war es gewesen, der die polnischen Arbeiter in dem Ruhrgebiet vor der „Germanisierung“ schützen wollte und daher die Gründung der Polnischen Berufsvereinigung einleitete. Die Germanisierungsgefahr in den deutschen Arbeitergewerkschaften, insbesondere was den Bergarbeiterverband anbelangt, war nicht vorhanden, weil der Bergarbeiterverband für seine polnischen Kollegen ein polnisches Gewerkschaftsorgan, die „Gazeta Gornicza“ herausgab, polnische Gewerkschaftsfunktionäre anstellte und den polnischen Mitgliedern polnisches Druckmaterial zur Verfügung stellte. Brejski war es jedoch um etwas anderes zu tun. Er wollte seinen politischen Einfluß in Westfalen stärken und daher brauchte er eine polnische Arbeitergewerkschaft. Das ist ihm gelungen und durch seine Neugründung trieb er einen neuen Keil in die Arbeiterbewegung in dem westfälischen Industriegebiet.

Nachdem die Polnische Berufsvereinigung in Westfalen schon selbständig gehen konnte, streckte sie ihre Fühler zuerst nach Posen und später nach dem schlesischen Industriegebiet aus. Hier bestand die Zentrumsgewerkschaft, die „Gegenseitige Hilfe“, unter Leitung Kapieralski, die hauptsächlich von dem katholischen Zentrumsmanns betraut wurde. Korzantyn machte sich an die „Gegenseitige Hilfe“ zu schaffen und da er schon damals ein Meister im Organisationsstreben war, ist es ihm auch bald gelungen, den Zentrums einfluß auf die „Gegenseitige Hilfe“ zu brechen. Im Radikalismus überbot er alle und so konnte auch in Oberschlesien die Poln. Berufsvereinigung gegründet werden. Dies geschah im Jahre 1904 und seit dieser Zeit fristet sie ihr Dasein. Mit der Zeit ist die „Gegenseitige Hilfe“ ganz in der Polnischen Berufsvereinigung eingegangen und aus den Resten wurde dann die deutsche Christliche Gewerkschaft geschaffen.

Noch vor dem Kriege war die Polnische Berufsvereinigung eine der stärksten Arbeitergewerkschaften in dem schlesischen In-

dustriegebiet und als sie ihre Tätigkeit nach dem Kriege wieder aufgenommen hat, wurde sie wiederum die stärkste Arbeitergewerkschaft. Man sprach von 120 000 Mitglieder der Polnischen Berufsvereinigung vor der Uebernahme. Die Herrlichkeit währte jedoch nicht lange, denn als die N. P. R. nach der Uebernahme den Wojewodschaftsposten besetzte und die N. P. R.-Führer zusammen mit den Gewerkschaftsfunktionären sich heimlich einzurichten begannen, die Arbeiter aber durch die Geldentwertung in die ärgste Bedrängnis mit ihren unzulänglichen Arbeitslöhnen gerieten, da begann der Kämpfungsprozeß in der Polnischen Berufsvereinigung. Viele tausende Mitglieder sind ausgestreut und haben ihre Mitgliedsbücher vernichtet. Korzantyn hat auch nachgeholfen und rief einen Teil aus der Berufsvereinigung heraus, die unter Führung Sosinski, unter dem Namen Christliche Polnische Berufsvereinigung bis in die jüngste Zeit ihr kümmerliches Dasein fristete. Vor zwei Jahren machte sich die Sanacja an die Polnische Berufsvereinigung heran und rief wiederum einen Teil von ihr ab, in dem sie ihre „Generalna Federacja Pracy“ begründete. Das, was der N. P. R. nach den zwei Spaltungen übrig geblieben ist, genügt für eine selbstständige politische Existenz der N. P. R. kaum noch und selbst die Mitglieder der Berufsvereinigung sehnen sich nach einer Vereinigung mit der Korzantynorganisation. Der Sekretär Orgoniziel hat in dem N. P. R.-Organ wiederholt das Wort ergriffen und schilderte dort die Fusionierungswünsche der Mitglieder.

Wahrscheinlich noch in diesem Monate, dürfte die Fusionierung beschlossen werden und die polnische Berufsvereinigung wird in der Korzantynorganisation aufgehen. Die Arbeiter werden der Berufsvereinigung keine Träne nachweinen, denn sie meinte es mit den Arbeiterforderungen nicht ernst. Wie Korzantyn zu den Arbeiterforderungen eingestellt ist, ist allgemein bekannt. Er ist gegen die Verkürzung der Arbeitszeit im Bergbau und stützt die Spalten der „Polonia“ der Schwerindustrie, insbesondere den Generaldirektoren. Unter Schutz Korzantyns wird sich die Berufsvereinigung sehr wohl fühlen. Gegenseitige bestehen keine, denn beide Kontrahenten haben das einmütig festgelegt. Sie mögen sich also kräftig umarmen und den freien Gewerkschaften freien Spielraum lassen.

den Kopf. Das Auto wurde dann zum Halten gebracht, worauf die Täter den Chauffeur aus dem Wagen auf die Chaussee zerren und ihn so schwer mißhandelten, bis er das Bewußtsein verlor. Der verletzte Chauffeur wurde aufgefunden und nach dem städtischen Krankenhaus geschafft. Nach Anlegung eines Notverbandes konnte der Mißhandelte nach Haus entlassen werden. Es handelt sich um den Autolenker Franz Kipla aus Hohenlohehütte. Nach der „Selbstentat“ sind die gewalttätigen Burschen verschwunden. Die Polizei hat sofort die Ermittlungen nach den Schuldigen eingeleitet.

Ein guter Fang. Der hiesigen Polizei gelang es die Raizla Kaczmarczyk aus Lodz festzunehmen, welche in dem dringenden Verdacht steht, den Kasseneinbruch in die „Bank Handlowy“ in Lodz mit verübt zu haben. Die Arretierte wurde der Untersuchungsbehörde in Lodz überwiesen.

Sie gaben in Kattowitz „Gastspiele“. Die Kattowitzer Kriminalpolizei verhaftete einen gefährlichen Taschendieb und zwar den Jan Moskala aus Sandomir, welcher seit längerer Zeit wegen verschiedener strafbarer Vergehen von den Gerichtsbehörden gesucht wurde. — Zwei gerissene Diebinnen sind ferner die 30jährige Helene Kozmew aus Czestochau und die 26jährige Sofia Jaleski aus Czestochau, welche neuerdings wieder einen Diebstahl verübten und zwar zum Schaden des Laden-

inhabers Boshennel auf der ul. 3-go Maja. Die beiden Frauenpersonen entwendeten Damen-Halbhuhe und Strümpfe. Bei der vorgenommenen Revision wurde das Diebesgut vorgefunden und dem geschädigten Kaufmann wieder zugestellt.

Ein Fahrrad gestohlen. Die Kattowitzer Polizeidirektion warnt vor Entlauf des Herrenfahrrades Marie „Wittler“, Nummer 254 595, welches dem Josef Sanay aus Zawodzie auf der ul. Porzowa gestohlen wurde. Der Wert des gestohlenen Rades wird auf etwa 200 Zloty geschätzt.

Unschädlich gemacht. Ein gewisser Wlodzimierz Sz. wurde wegen Taschendiebstahl zum Schaden des Viktor Wytyn, sowie wegen mutmaßlicher Dokumentenfälschung arretiert.

Die Taschendiebin und ihre Pseudonyme. Eine gerissene Taschendiebin wurde von der Kattowitzer Polizei arretiert, welche die Diebstähle unter falschen Namen ausführte. So nannte sich die Taschendiebin, die Sofia Maciejski heißt, abwechselnd Aptowicz, Papuga und Kohn. Sie wurde in das Gefängnis eingeliefert.

Eigenau. (Ein neues Auto in Trümmer gegangen.) In den Abendstunden fuhr der Chauffeur des Arztes Janus mit einem neuen Auto eine Probefahrt. Angeblich fuhr er zu schnell, bremste plötzlich ab und das Auto schlugen gegen eine Mauer. Der Chauffeur, welcher allein

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Niederrheinische Schmiedslegende

Erzählt von Heinrich Lersch.

Da war einmal ein Schmiedemeister, fleißig und sparsam. Er hatte nicht nur die Gefäße voll Eisenstangen, die Stube voll Kinder, er hatte sich auch ein Beutelschen mit Goldstücken zusammengehämmert. Und an dem Tage, da sein siebenter Junge geboren wurde, starb sein Schwiegervater.

In der Zeit, in der die Nachbarn dem Verstorbenen den letzten Liebesdienst taten und ihn, schön geschmückt, aufs Schöf legten, suchte der Schmied das ganze Haus nach dem Beutelschen mit Goldstücken um, fand es aber nicht. Der Altvater hatte das Beutelschen in Verwahr gehabt und im Trubel von Leben und Sterben hatte niemand daran gedacht, ihn danach zu fragen. Als er es nun nicht fand, da ging er in die Schmiede und war ganz verbiestert. Seine großen Söhne folgten ihm nach und fragten, was ihn so bedrückte. Altvater sei doch im Himmel gut aufgehoben und er solle sich doch auch an dem siebenten Jungen freuen.

Als der Vater nun sagte, daß das Beutelschen mit Goldstücken verloren sei, da schlugen die Söhne Rärm und holten das Fäßchen mit Wacholder schnaps, tranken, schmiedeten und schlugen sich die Wut vom Leibe.

Da kam ein Mann in die Schmiede und frag, was denn die Ursache solch heidnischen Saufens und Rärmens sei. Und, als sie es ihm sagten, verwies er ihnen ihr Tun und sagte, daß ihnen wohl geholfen werden könne.

„Und wenn du der Schmied von Köln wärest, uns kann niemand helfen!“ schrien sie ihn an, und trösteten sich weiter an Altvater und Wacholder.

„Ich habe da keine Bratwürste hängen, wo Ihr Arme habt!“ lachte der Fremde und ließ sich einen Schnaps einschenken. „Könnt Ihr schweigen?“ frag er. „Wie der Tote da!“ sagten die Jungen.

„Dann kann Euch geholfen werden!“ sagte der Fremde. „Wo habt Ihr den Vater?“ Jetzt half er ihnen, den Toten in die Schmiede tragen; doch, als er den Alten aufs Feuer legte, da zögerten sie und machten ein dummes Gesicht.

„Ist an einem Toten viel zu verderben?“ schrie der Mann sie an; „oder liegt Euch nicht viel an Eurem Schwiegervater?“

„Es handelt sich eigentlich nicht um den Alten!“ sagten die Jungen misstrauisch, „es handelt sich eigentlich um die Goldstücke, die er verborgen hat! Menschen haben wir genug, aber Goldstücke, die fehlen uns!“

„Schändliches Päck!“ fluchte der Fremde, nahm einen Schmiedehammer, besprach ihn, drehte die Leiche im Feuer um und um, murmelte dunkle Worte und als sie in Schweißhitz geizet, spuckte er ins Feuer und beschloß, anzupacken.

Mit wildem Schwung riß er den Toten aus dem Feuer, ließ ihn auf den Amboss halten und er selber schmiedete und schlug, als sei der Mensch eine Karrenachse, schlichtete und rundete, wie es der Schmiedens Brauch ist. Als er mit dem Hämmern fertig war, glühte er sie zünftig aus und ließ sich dann die Wacholderflache geben.

„Nacht auf!“ lachte er, „wenn er ein echter Schmied ist, dann holt ihn dieser Ton noch aus dem Himmel heraus!“ Und mit diesen Worten zog er den Rorken aus der Flasche, rief ihn am Glas vorbei, daß er so recht piepte und sang.

„Hört die gläserne Nachtigall sing!“ sagte der Mann, „dies Lied hören die Schmiede lieber, als das Alleluja der Engeln, — da, nehmt ihn Euch wieder!“

Und schon stand der Tote aus der Asche auf und schaute verdutzt seine Familie an. Der Fremde aber war verschwunden, ehe sie sich bedenken konnten.

Das Beutelschen fand sich wieder und nun feierten sie fröhliche Kindtaufe. Nach vielen Jahren starb der Schwiegervater noch einmal, und kurz darauf traf des Schmiedes altes Weib der Schlag. Da rannten die sieben Söhne mit ihrem Vater ins Haus und die Enkelkinder rannten hinterher und alle schrien sie wie aus einem Munde: „O, wo hat sie den Sack mit den Goldstücken nun!“ Und tatsächlich, auch die Altmutter hatte den Sack versteckt und es war wieder, wie damals, das Elend groß.

„Wißt Ihr was?“ sagte der Älteste, „wir machen es grad so, wie es damals der Schmied von Köln gemacht hat.“ Und sie gingen hin und packten mit allen sieben Mann die tote Frau, um sie zu schweißen und zu schmieden, wie sie es schon einmal gesehen hatten.

Wie aber der Alte den ersten Schlag getan hatte, da sprang sogleich der Kopf ab und als er dies sah, da nahm er den schweren Schmiedehammer und schlug sie in seiner Wut zu tausend Brocken und Stumpen.

Da aber fingen die Söhne das Saufen und Schlagen an und die Schmiedekinder brüllten ganz erbärmlich. Und ganz wie damals stand da auch wieder der Fremde und frag:

Sie zeigten auf die Brocken und Stumpen. Der Fremde ging zum alten Schmiedsvater, zog ihn am Knebelbart und lachte: „Schmied wird zum Greise, aber nicht weise!“ Da er aber die Stüde genauer besah, zog er sich eiligst zurück und sagte erschreckt: „Das ist ja eine Frau! Nein, mit einer Frau, da kann auch ich nichts anfangen, das ist ja kein gutes Material!“ Aber, da hielten ihn die Söhne beim Rock und baten ihn und bettelten: „Gut!“ sagte der Fremde, „ich will es wohl versuchen. Und wenn es etwas geben sollt, das sag ich Euch im Voraus, daß Ihr nicht erschreckt. Schön wird sie auf keinen Fall!“ „Ach, es handelt sich ja auch gar nicht um die Schönheit, es handelt sich nur bloß um die Goldstücke!“ sagten sie wie aus einem Munde.

„Schändliches Päck!“ fluchte der Fremde. „Holt Lehm aus dem Garten, daß wir sie erst mal in Gasson bringen. Ihr Schmiede kriegt die beste Mutter kaputt!“ Er legte die Stüde, wie sie aneinander paßten, zusammen und schmiedete sie mit Lehm zusammen, legte sie behutsam ins Feuer und dann kochte und spuckte er sie mit der geballten Hand als Hammer fix und fertig. Als sie dann ausgeglüht war, warf der Schmied das Feuer auseinander und schmiß auch die guten Kohlen mit auf den Aschenhaufen. Da sprang das Weiblein auf, klatschte und schlug dem Fremden ins Gesicht, und schalt ihn, daß er die guten Kohlen in die Asche geworfen. Wie die Kinder aber nun ihre Großmutter sahen, fingen sie ein elendes Geschrei an und entsetzten sich: so etwas hatten sie noch niemals gesehen, die Beine waren viel zu kurz und die Arme viel zu lang und dünn. Auf allen viere lief sie nun in die Küche und kam zurück, da hatte sie eine Schürze

umgehunden und warf aus der Schürze den Schmieden und Schmiedekindern funkelnde Goldstücke an den Kopf. Die Kinder zankten und rauchten um die goldenen Scheiben, der Alte aber ging dem Wesen nach und sah, woher sie eigentlich die Goldstücke holte, dann schlich er hinterher, holte den Sack fort und versteckte ihn in sein Bett.

Der Fremde ging nun mit in das Haus und aß mit ihnen und trank mit ihnen. Das Wesen aber turnte im Garten auf den Bäumen und schmiß ihnen Äpfel durch die Fenster Scheiben.

Jungfrauenverein für Zuckelberg u. Umgebung

Novelle von Hans Otto Henel.

Auf der Galerie saßen die Alten. Die Männer bei Bombenbräu, die Frauen bei Zuckerbier oder jenem schwärzlichen Getränk, das nach altem Brauche von den Dorfwrten immer noch Kaffee genannt wird, obwohl es als Gerste auf den heimischen Feldern wächst. Sie klatschten oder kammegieberten miteinander und ließen dabei nicht einen Augenblick das junge Volk aus den Augen, das unten im Saale sich bei den verrückten neuen Tänzen austobte. Manchem der alten Knacker mochte das Getöse gefallen, die älteren und alten Frauen aber gedachten wehmütig der Zeit, da sie selbst noch Jungfrauen gewesen und gründend das Banner des „Jungfrauenvereins für Zuckelberg und Umgebung“ aufgezogen hatten. Solche Kladderinnerungen der älteren Generation sind auf Stiftungsfesten nichts Seltenes. Das Fest des dreißigjährigen Bestehens feierte man heute. Die alten Frauen ließen in ihren Gesprächen keinen Zweifel darüber, daß zu ihrer Jugendzeit die Jungfräuschaft doch von einem ganz anderen Geiste beseelt gewesen sei als die heutige. Früher hatte es nur ein bescheidenes Tänzchen im Gasthause gegeben, aber eine große Feier in der Kirche. Heute aber fiel die Weihestunde in der Kirche bescheiden aus, um so größer dieses Fest hier im Gasthause. Neue Zeit! Vielleicht könnte man das ertragen, wenn wenigstens die Sache einen anderen Schick hätte. Aber schon diese Tänze! Früher saßen sitfam die Mädchen auf der Zwiebelreihe, und auf der anderen Seite des Saales die Burtschen. Heute hockte alles durcheinander. Früher wurden am meisten zum Tanze die Mädchen, die ehrbar die Augen niederzuschlugen. Heute bemühten die Tänzer sich um jene, die fest und frei, um nicht zu sagen frech, mit ihnen umgingen, sich ihnen an den Hals warfen. Früher trugen die Mädchen lange Haare und lange Kleider. Heute kann das nicht kurz genug sein.

Fast bei allen, und am meisten natürlich bei dieser Liesel Holzhäuser. Früher bekamen nur die Töchter der reichsten und angesehensten Bauern als Ehrenjungfrauen die Fahnenstange des Jungfrauenvereins in die Hand. Heute darf diese Liesel Holzhäuser sie tragen, ein hergelaufenes, ortsfremdes Mensch, nicht viel mehr als eine Kleinmagd. Neue Moden, die der guten alten Zeit ins Gesicht schlagen.

Frau Schmiedemeister Böckelmann gab ihrem Alten einen verden Stoß in die Seite. Nichts hatte er getan, um der eigenen Tochter die Ehre des Fahnentragens zu verschaffen. Aber locker schaute er jetzt mit freundlichen Augen hinunter auf das freche Ding, die Liesel, die lieber tanzte, statt bei der Fahne zu sitzen, wie es sich für eine richtige Ehrenjungfrau gehört hätte. Und der Schmiedemeister war nicht der einzige. Die alten Kerle alle verdrehten sich fast die Köpfe.

Aha, wäre ja auch ein Wunder, wenn sie es nicht täten. Das Mensch wirbelt ja herum, daß ihr die Röcke fliegen. Und — nein, das ist stark — man kann ihr sogar von oben förmlich unter die Röcke sehen. Sieht resedagrüne Schlupfhoen. Hat man schon einmal gehört, daß ein Bauernmädchen, noch dazu die Ehrenjungfrau des Jungfrauenvereins, grüne Schlupfer trägt? Ein Mädchen, dem der Gott sei's geklagt altersschwache Pastor erlaubt ehrenhalber die Fahne zu tragen, die Frau Böckelmann einst selbst mit Stolz getragen hat? Und die sie brennend gerne heute in der Hand ihrer Tochter gesehen hätte. Aber so ist das nun, wenn die Pfarrer altersschwach werden und einen Narren an losen Dingen fressen, und wenn in der Bauernschaft der Respekt vor alten guten Sitten schwindet.

„Da! schämt Euch!“ sagte der Fremde, als er satt war und fortging, „das habt ihr davon, wegen einem Sack voll laufiger Goldstücke habt Ihr den Affen aus Eurer eigenen Mutter gemacht!“

Er lachte sie aus, daß es durch den Wald hinschallte. Das Wesen aber lief ihm nach und folgte ihm in großen Sprüngen. Wo aber der Fremde ging, da strahlte die Wiese in Diamantenlicht und wunderbarem Leuchten.

Frau Böckelmann sah hinunter. Wahrhaftig, da sah ihre Grete schon wieder einmal ohne Tänzer. Aber die Liesel — Frau Böckelmann schaute scharf zu — ja, die Liesel tanzte jetzt auch nicht mehr. Die ging gerade hinaus. Vielleicht hätte man dabei nichts zu finden brauchen, aber Liesel nickte beim Hinausgehen dem Schorsch Grimmer zu. Das sah Frau Böckelmann. Und da sie auch einmal jung gewesen war, wußte sie auch, wo die Tür hinführte, durch die Liesel eben hinausging. Nach dem Gasthofsgarten. Ja, und nun entging ihr auch nicht, wie der Grimmer Schorsch durch die gleiche Türe verschwand.

Also so einer wegen hatte ihre Grete auf die Ehre verzichtet müssen, als Ehrenjungfrau die Fahne des Jungfrauenvereins zu tragen? Frau Böckelmann wäre jetzt bereit gewesen, vor Wut zu platzen. Aber sie fand den gangbaren Ausweg, mit ihrem Ehemann Ratz anzufangen. Es dauerte ein Weilchen, ehe der auf ihre Bissigkeiten einging, denn er besaß ein videres Zell als seine Gattin. Da der eheliche Meinungsaustrich in aller Deffentlichkeit vor sich ging, fanden auch die anderen Frauen Gelegenheit, sich an dem Lamentieren über die heutige Sittenlosigkeit zu beteiligen. Vor allem sprachen sie ein vernichtendes Verdammungsurteil über resedagrüne Schlupfer aus und über jene Mädchen, die solche im Tanzgewirbel zur Schau stellten. Und es wurde ein Generalangriff auf die Männer daraus, die solche Sittenlosigkeit noch beschmugeln, statt sie zu verdammen. Aber die Männer blieben nichts schuldig. Ihre spizen Spöttereien überlöteten das Gequiecke der Tanzmusik und bohren sich der Frau Böckelmann gleich giftigen Pfeilen in das ohnehin wehe Herz.

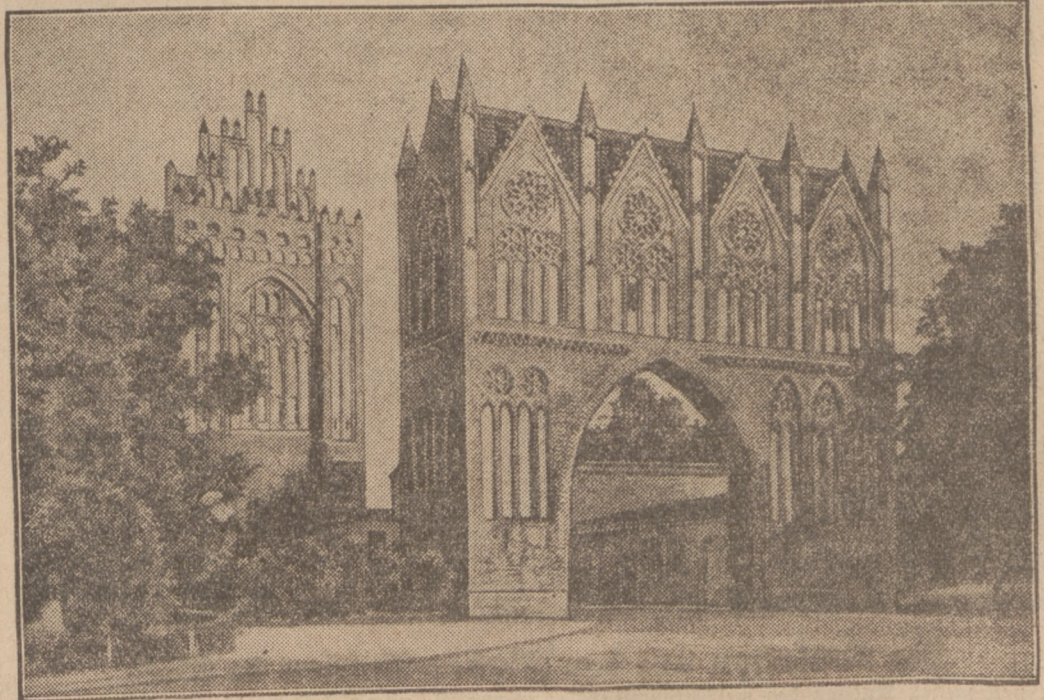
Der Herr Pfarrer machte einen Rundgang auf der Galerie. Hohe Ehre für jeden Tisch, an dem er stehen blieb, ein paar Worte freundlich plauderte. Der Schmiedemeister trank ihm zu. Der Pfarrer winkte dankend ab. Nein, jetzt wolle er noch nicht trinken. Erst müßte er seine Rede halten. Und dazu suchte er die Liesel Holzhäuser, die als diesjährige Ehrenjungfrau während der Rede nach altem Brauche neben ihm mit der Fahne Parade stehen mußte. Ist doch schön, so ein alter Brauch, und man soll ihn hochhalten.

Das wühlte wie ein Dolch im Herzen der Frau Böckelmann. Natürlich soll man hochhalten, zumal wenn es sich um die höchste Ehre handelt, die der Jungfrauenverein zu vergeben hat. Die Rede des Pfarrers, nun, die kannte man, denn er hält seit dreißig Jahren die gleiche. Aber die Ehrenjungfrau wechselt jedes Jahr, und in diesem Jahre hätte ihre Grete dran sein müssen. Wenn es nach dem gelobten Herkommen und nach Gerechtigkeit ginge. Ihre brave Grete, die erst dann einen Mann angucken wird, wenn die Mutter ihr das Heiraten erlaubt. Die Grete ist doch nicht ein so kernnarrischer Ferkel wie diese Holzhäuserin. Wer weiß, was dahinter steckt, daß die vorgezogen worden ist.

„Frau Schmiedemeister, lassen Sie das saure Maul! Sie werden erst wieder einmal Ehrenjungfer, wenn die Großmutter drankommen.“

Ja, nun werden die Mannsleute wieder frech, weil der Herr Pfarrer weitergegangen und außer Hörweite ist. Da muß man doch zurückschlagen, nicht wahr? Und spitz warf sie den Trumpp hin.

„Wer weiß, manchmal könnten Großmütter vielleicht noch eher Ehrenjungfrauen sein als das, was heutzutage als Ehrenjungfrau rumlaufen darf.“



Das Treptower Tor in Neubrandenburg

eins der prächtvollen gotischen Backsteintore, die den Schmuck des alten mecklenburgischen Städtchens ausmachen.

Aber sie wird sich das nun nicht mehr mit anhören. Was anderes wird sie tun. Dieser unsauberen Diefel wird sie einmal ein bißchen nachspüren. War ganz gut, wenn man der was Sicheres nachfragen könnte, damit der Pfarre nicht, an wen er die Ehre des Jungfrauenvereins wegwirft.

Die Schmiedemeisterin ging aber nicht den gleichen Weg den sie wohin die Diefel hatte gehen sehen. O nein, das wäre zu tapzig gewesen, da hätte man sie beim Türöffnen vom Garten her im hellen Lichtschein gesehen. Sie mußte schleichen, wollte das lockere Ding überraschen.

Am besten wäre es, wenn sie von der Feldhecke her in den Garten schlüpfte. Eine schöne Rache könnte das geben. Wie das in diesen heruntergekommenen Jungfrauenverein hineinspielen würde! Jedes Wörtchen müßte man als Rache austreten können. Hm, hm, so so, meine Gretel, die brave Schmiedegretel, war auch nicht gut genug als Ehrenjungfrau. Aber die Diefel Halzhauer hat ihr genommen, ein hergelaufenes Mensch, das sich mit Kerlen im finsternen Garten herumdrückt, während der ahnungslose alte Pfarre sie zur Ehrenparade sucht. Ein feines Gelächter konnte das geben, und eine Riesenblamage für die Holzhauerin mit ihrem Anhang.

Die Schmiedemeisterin freute sich, wie gut sie trotz ihrer neunzig Kilo noch schleichen konnte. Ganz planmäßig ging sie vor. Die freche Dirne, die Diefel, wollte sie möglichst im Arme des Grimmer Schorsch erwischen. Und dann runter mit dem Kranz der Ehrenjungfrau!

Von der Feldhecke her schlüpfte die Schmiedemeisterin durch die Hecke. Dort war keine Diefel zu finden. Dann lang an der Regalbahn. Nichts. Zwischen Karnidelfstall und Holzschuppen. Auch nichts. Aber dort drüben, im schwarzen Schatten neben dem offenen Fenster des Tanzsaales, da wisperte wer. Sie wird hinüberkriechen, und man wird sie hören, denn drin im Saal ist ja der Lärm groß.

Viel Mühe kostete das der Schmiedemeisterin, dieses Büßchen im Dunkeln, dieses Hineinschauen über Entendred und schliefes Gras, dieses Inachneimen, damit das Schwarzleidene nicht am Holzstoß hängen bleibt oder an den Latentüren der Schuppen.

Aber die Mühe wurde belohnt. Ziemlich nahe stand sie dem Pärchen. Aber — heilige Güte — das war ja keine Sie mit einem Er, war gar nicht diese verdammte Diefel, das waren ja zwei Büßchen. Der Grimmer Schorsch und der Paul Diefel.

Verschwörerlich tuschelten sie miteinander. Aber jedes Wort verstand die Schmiedemeisterin Böckelmann.

„Bestimmt, Schorsch, sie ist so weit. Und du hilfst mir, wie ich dir geholfen habe bei der Emma. Riskierst ja nichts. Hier hast meine Hand, mein Ehrenwort. Vorgehen nach wie ich das letzte Mal in ihrer Kammer. Nichts hat der Schmied gemerkt und nichts die dicke Schmiedemeisterin. Hörst die Alten schnarchen, wenn du bei der Gretel liegst. Gehst heute du, dann möchte ich sehen, wen sie als Vater angeben will. Und den Eid können wir dann mit ruhigem Gewissen schwören.“

„Und wenn sie nicht mag?“

„Bist du ein Kerl oder nicht? Ist doch bekannt, daß keine so lästig ist wie die Schmiedegretel. Zumal jetzt, wo ihr nichts mehr passieren kann, weil ihr schon was passiert ist. Tanz mit ihr, dann ist mit ihr alles zu machen.“

Wie ein Eislumpen lag der Schmiedemeisterin das Herz in der Brust. Sie konnte sich nicht rühren. Da blies die Muff drin im Saal einen Tusch. Die beiden Büßchen drückten sich die Land und schlieferten hinein. Durch das geöffnete Fenster sah die Schmiedemeisterin, wie die Diefel neben dem redbereiten Herrn Pfarre das Banner des Jungfrauenvereins hochhielt. Vor Stolz glühten ihre Backen noch röter als beim Tanze und die unbefleckte Jesusmutter Maria hatte den symbolischen Lilienstengel der Anschuld nicht überzeugender halten können, als Diefel die Fahne des Zudelberger Jungfrauenvereins. Und wohlklingend wies der Herr Pfarre aus verschiedenen heiligen Schriften nach, daß eine ehrengerechte Jungfrau am besten mit Jesus Christus, dem himmlischen Seelenbräutigam, fährt.

Ein wildes Mädel

Eine isländische Reisegeschichte von Volter Oden.

Man muß allein reisen, um ein Land zu erleben — das Erlebnis fängt an, wenn man zum erstenmal in der fremden Sprache träumt; dies aber geschieht nie, wenn jedes Erlebnis durch den Filter von Gesprächen tropft, die man in der eigenen Sprache führt. Deshalb heiratete der Reiseführer nicht, oder er lasse sich häufiger scheiden als sehnsüchtige Kollegen.

Natürlich kommen den einsam Bagabundierenden dann Stunden so voll Einsamkeit an, daß Wüsten und Fjorde, Tropen und Arktik für ihn ein graues Eins werden, Mitternachtssonne ihm nichts sagt, die Lunte ihm in der Füllfeder gefriert. Dann heißt es stark sein oder Glück haben. Der Rurfürstendamm ist plötzlich lieblicher als die Straße von Messina, der Lunapark romantischer als die Hella, und jeden Tag geht doch ein Schiff dorthin.

Ich ziehe es meistens vor, Glück zu haben. Ich wohne in Reykjavik, das nach Stockisch riecht, in einer Pension voll Geschäftsreisender, die nach ihren Müttern rochen, meine Nase war blasiert geworden, und alles Menichliche, das diese Stadt bot, war mir längst vertraut. Da trat Tolla auf, von Blond umleuchtet, als hinge die Mitternachtssonne um ihren Scheitel, groß und stark wie ein Mann, aber mit dem Rindergesicht einer Schönheit vor dem Erwachen. Sie trug aller Eton-Mode zum Trost Pöppe mit roten Schleifen. Tolla war stud. phil., war in Island, um die Eade lesen zu lernen, wohnte beim Bischof, und wenn sie auf ihrem Pony saß, reichten ihre Füße rechts und links fast zum Boden. Zeigte sie sich, huschlappernd, auf der Straße, Tolla stieg aus dem Sattel nur, um zu schlafen — dann stiegen die Fremden sich an und flüsteren: „Das ist der echte Island-Typ!“ Aber olka war eine Slavin, denn Gottes Wege sind dunkel.

„Ich bin ein wildes Mädel!“ stellte sie sich vor. „Haben Sie gehört von dem großen Hengst in Breidabollstad?“

Auf Island reist man nicht mit Cool in Autos oder Eisenbahnen, sondern zu Pferd und mit einem Studenten. Diese prachtvollen Jüngens, treuherzig, vielsprachig und ebenso praktisch wie gelehrte, verdienen sich im Sommer als Reiseführer ihr Brot und Studiengeld fürs Wintersemester. Sie führen die Karawane, treiben die Rubel von Pads- und Erjähspferden wie eine Lämmerherde vor sich her, schlagen das Zelt auf und bereiten das Lager, tochen und führen die Kasse, weisen auf die Schönheit ihrer baedekerlosen Heimat, berichten an geschichtlichen Punkten, was an ihnen geschichtlich ist, behandeln Krankheiten, waschen die Wäsche, lättern ab und zu um und auf — ein wildes Mädelchen wie Tolla muß sein Island selbst erleben, sich in den schwarzen Feldern rings um die Hella verirren, bei Flußübergängen ins Wasser fallen und am Schwanz des Ponys statt im Sattel sein Leben retten, sich an Konservendbüchsen die Hände zerschneiden, bei Sturm und Regen kein Feuer zustandbringen, frieren, hungern, nachts durch die Heide jagen und Obdach suchen: aber selbst! Selbst ist derr Mäddchen! sagte Tolla.

Was sie suchte und brauchte, war ein Begleiter, der, ebenso landfremd wie sie, nicht geschädigt im Pferdetreiben und Richtungsfahren als sie: ein Begleiter, der kein Führer war.

Der Bischof, unter dessen Hut sie stand, fand mich nicht alt genug. Auf Tolla hatte ich den ehrwürdigsten Eindruck gemacht, dem Bischof schien ich ein Springinsfeld. Aber Tolla verzog den Mund: „Schadde, dann muß ich armer Mäddchen allein reiten!“ Ich versprach dem Bischof isländisches Hammelfleisch und isländische Milchwagen-Ponys in Deutschland zu propagieren. Da fand er mich — ein Vater seines Vaterlandes — reif und ernst und gab seinen Konsens.

Am ersten Tage kamen wir mit elenden Mietsgäulen nur bis Thingvellir, wo einst der Thing gehalten wurde und heute die Reykjaviker Familien Grunewald spielen. Aber dort bekamen wir von der heimkehrenden Karawane eines kanadischen Nabobs Pferde, die tausend Kilometer hinter sich hatten und denen es auf noch einmal tausend nicht ankam. Sie waren so billig, daß wir den Kanadier für einen Rohkäufser hielten, aber er kannte Europas übertriebene Geldgier nicht und wollte dem Sonnen-Mädchen in Gestalt von sechs Ponys eine Art Weibchen-Bulet überreichen. Daß ich struppiges Mannsbild von dieser Galanterie die Hälfte bekam, störte ihn nicht, so strahlend war Tollas Gesicht, so wader sah sie in Reithosen und Sweater aus.

Pferdetreiben ist keine Kunst, wenn man in Island geboren ist. Man stößt dann einen kleinen Pfiff aus, läßt die kurze Peitsche einmal durch die Luft sausen, dann sammelt das Mädel sich, ein Tier nimmt die Spitze, führt geradeaus, links, rechts, wie es dem Eingeborenen durch den Sinn geht. Aber für unsereinen ist es schwerer, man pfeift, läßt sausen, läßt sich die Richtung durch den Sinn gehen — die Pferdchen stehen wie steinerne Bänke im Gras. Da spielten wir Eisenbahn, koppelten das Halfter des einen Ponys in den Schwanz des anderen, vier Stüd hintereinander. Dann galoppierte ich kühn an die Spitze des Zuges und nahm das vorderste Tier am Halfter, Tolla schob und trieb von hinten, es ging vorwärts, bis eine Koppelung brach — und selbst war derr Mäddchen, selbst war der Mann.

Am zweiten Abend erreichten wir ein Küstendorf und waren beim Großkaufmann zu Gast, hatten jeder ein Schlafzimmer und bekamen ein Bad. Tolla sang slawische Volkslieder und deklamerte, ihre Stimme war tief wie eine Harfe, die Gastgeber waren entzückt, nudelten uns wie Gänse. Ich struppiges Mannsbild bekam eine Gastfreundschaft zu kosten, eine Güte zu fühlen, wie sie auf der ganzen Welt sonst nur Mädchen zuteil wird, die in Gold und Jugend strahlen, deren Stimme wie tiefe Harfe tönt.

Am dritten Abend kamen wir in einen Bauernhof, dort gab es ein Zimmer mit zwei Betten und einen Topf heißen Wassers. Hundemüde waren wir, nicht vom Reiten, sondern vom Eisenbahnspielen mit den Pferdchen. Alle zwei Stunden muß man umjatteln, umtuppeln, länger tut kein Island-Pony Dienst.

Der Himmel war an diesen Reisetagen ein grau-gelbes Sieb, darüber lag, unversiegbar, ein Ozean. Wir ritten im Oelzeug und im Südwest, Tollas Pöppbänder hatten eine rote Spur durch Island gezogen, so war es ein herrlicher Tag gewesen, und Tollas Ueberlegenheit im Wegsuchen, Arbeiten und Nichtverjagen hatte sich groß offenbart. Am nächsten Tag kam ein Fluß-Überbergang, das Wasser grau und wirbelnd. Manchmal faheten die Huße Grund, dann schwammen wir wieder, und mitten im Fluß verloren wir die Richtung, sahen nur die Fluten ziehen, und taten nur noch, was die Pferde meinten. Erst rutschte Tolla aus dem Sattel, als ihr Pony plötzlich tief unterank, dann wollte ich ihr helfen und fand wie sie, wir klammerten uns an Mähnen oder Schwänze, und Tolla rief: „Das ist ein schönerer Fahrt.“

Diese Nacht war auf freier Heide nicht gut verlaufen, aber es gab kein „Wohin“ mehr, als es dunkelte, es gab nur ein „Weiter“. Auf meiner Schimmelstute Wally, dem klügsten Tier im Troß, nahm ich wieder die Spitze: „Liebe Wally, bitte, such ein Dach!“

Kein Mensch, kein Stern, von der Spitze zur Queue tüteten wir uns heiser an wie Nebelhörner, um wenigstens einander nicht zu verlieren. Regen tat uns nichts, wir waren selbst nasser als Regen, Hunger tat uns nichts, wir hatten Brotbrei in den Oeltaschen, den preßte man ein wenig in der Faust und hatte dann ein kräftiges Mehl-Ei, wohlklingend wie nasser Strumpf. Aber so kalt war es, als hätte Gott uns vergessen.

„Liebe Wally, such...“ Und Wally fand eine Hütte aus Lehmwänden und Blechdach, darin einen Raum, in dem stand ein Bett, und eine gute Bauersfrau stand auf, machte uns heißen Zihorientee. In dem Raum wurde es festlich, rings an den Wänden hingen unsere Hemden und Hosen, alle die wir besaßen, denn in der Packtasche war kein Faden trocken geblieben. Wir knadeten Konservendbüchsen auf, und zehn Minuten lang gluckerte die Schnapsflasche ununterbrochen, bald an Tollas, bald an meinem Munde. „Wenn ich hier auf dem Boden schlafe, bin ich morgen ein Eiszapfen, Tolla.“ — „Es ist sehr unbequem zu zweit in einem Bett“, erklärte sie, als lägen zehn Jahre Ehe hinter ihr.

Als Toilette diente ein Schaffall, hundert Meter weit ab. Wir hatten nur eine Laterne und zogen trübselig hinaus, es war unwirtlich genug, selbst wenn man ein schmales Bett aus Stroh hat. Da lagen wir endlich drin, eng wie Bielliedchen-Mandelsteln in ihrer Schale, schmutzig und naß, über uns das große Federbett, die Pferddecken, alles was nur Wärme geben konnte — die Schnapsflasche auf dem Kissen zwischen Tollas blondem Haupt und meinem struppigen Schädel. „Ich schlafe gern allein“, sagte Tolla, „aber es ist ein schönerer Fahrt.“

Wir blieben in der Hütte, bis alles getrocknet war, Tolla lag in Reithosen und Gamaschen im Bett, ich hatte auf einem Schamel, wir spielten Poker. Tolla verlor ihre drei Pferde an mich, ich gab ihr Kredit und verlor alle sechs Pferde, zuletzt hatte ich wieder gewonnen, aber als wir endlich ritten, zerriß ich ihren Bon. Das gab den ersten Krach, so zornig habe ich blaue Augen nie wieder blitzen sehen. „Warum zerreißen Sie?“

„Ich kann doch von einem Mäddchen...“

„Mäddchen! Schämnen Sie sich!“

Der Groll verzog sich noch einmal, aber es wurde nicht wieder so schön wie damals, als wir zu dritt auf einem Kissen ruhten, als hätte Gros, dies Karnikel, die erste Mine springen lassen.

Aber später kam ein Ritt auf den starken, fatten Pferden eines reichen Bauern, die lange gestanden hatten. Ein Ritt durch Schluchten und über Ströme, ohne Lasten, ohne Handpferd, von dem Manne sicher geführt. Wir hatten das Ungeheure Islands gesehen, daran die Phantasie der Saga-Saga-Sänger sich einst entflammt, und zuletzt kam ein Galopp durch Dunkle, auf Pferden, die unermülich waren; unter uns brausten ihre Huße, wir sahen nichts, wußten um uns Gefahr und Fremde, tobten an Abgründen hin, unsere Gesichter brannten von eisiger Nachtlust. Als der Hof erreicht war, als wir ganz lebendig aus dem Sattel sprangen, mit glühenden Gesichtern einander sahen, leuchtend ihr Atem wie mein Atem: da geschah es, daß wir uns küßten. Der Friede war aus. Tags darauf schien die Sonne, wir jankten uns, es war kein schönerer Fahrt, sie war kein wilder Mäddchen mehr.

Wir mieteten einen Führer, traten die Heimfahrt an, schliefen in stattlichen Höfen, in denen jeder sein Zimmer hatte, bekamen heißes Wasser. Sie strahlte sich, ich schor den Bart und im Hella-Hotel trennten wir uns zur Verjüngung.

In Reykjavik war Empörung, als Tolla allein zurückkehrte. Empörung gegen mich, der einen Tag später einrückte.

„Ein junges Mäddchen allein, unter soviel Gefahren...“

Nur einer verteidigte mich, der aber mit Zorn und Leiden schaft: derr wilde Mäddchen. „Das war Kanallie“, schwur er.

Er kam noch einmal zu mir, trank Schnaps aus der Flasche und poderte mit mir, niedrig, aber um wirkliches Geld.

Wiedererobert konnte ich ihr Herz auch dann nicht, wenn ich gewann und die Kronen einsteckte. — Wir haben keinen schönenen Fahrt mehr zusammen gemacht.



Die Sensation auf der Figdor-Auktion in Wien

Bei der in Wien vollzogenen Auktion der weltberühmten Sammlung Figdor bildete die Sensation des Tages die Versteigerung des weltberühmten Gobelins von Tournay aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Der riesige Wandteppich, der eine Gerichtsszene darstellt, ging nach einem Angebot von 400 000 Schilling blitzschnell auf 700 000 Schilling. Für diesen Preis, der 420 000 Reichsmark entspricht, erwarb ihn das Museum in Kopenhagen.

Nur eine Rose

Von Arnold Wasserbauer.

Marietta hieß eigentlich gar nicht Marietta. Den Namen hatte er ihr gegeben. Er, derselbe hübsche junge Mensch, der sie neben dem Rathaus angesprochen hatte und den sie nie wieder im Leben sehen sollte. Aber das ist nicht der Anfang der Geschichte.

Der Anfang der Geschichte, das ist der Hunger. Vittoria — sie hatte zeitlebens den Eindruck, daß sich in ihrem Vornamen tragische Ironie verbarg — hatte einen Gatten und zwei Mädchen, sieben- und neunjährig. Der Gatte war irgendwo im Ausland, schickte Geld für den Unterhalt. Die beiden Mädchen waren in einem Institut untergebracht und die Mutter besuchte sie jeden zweiten Tag. Das alles sieht geregelt aus, in Wirklichkeit aber war es so, daß das Geld von ihm gerade knapp, ganz knapp reichte, fürs Allernotwendigste. Und eben dieses monatliche Geld blieb eines Tages aus. Dazu ein gedrängter Brief des Gatten, der Vittoria zeigte, daß gar keine Aussicht bestand, bald wieder etwas zu erhalten. Er sprach auch von unruhigen Verhältnissen in dem Lande, wo er lebte, von der Unmöglichkeit, Frau und Kinder dorthin nachkommen zu lassen — kurz: Vittoria stand in der ihr fremden Stadt mit den beiden Mädchen plötzlich noch mehr allein da, als dies ohnehin schon der Fall gewesen war. In solchen Situationen kommt das Unheil in einem zermalenden Tempo daher, wie ein Tank. Es reißt alles nieder, was ihm in die Quere läuft. Groß, hager, mit dünnen Fingern greift der Hunger in den leeren Magen, reißt Krämpfe in die Eingeweide, macht den Kopf dumm und benommen, läßt Menschen binnen Minuten die Moral einer ganzen Generation, sorgsam gehegt und gepflegt, auf den Kopf stellen, macht aus Vätern, die Bürger schienen, Verbrecher, aus Müttern, die Damen waren, Dirnen. Es ist nicht mit Worten erledigt, dieses Thema: „Sie hätte sich Arbeit suchen sollen, aber nicht auf die Straße gehen... das ist eine Ausrede, sie hat's doch schon in sich gehabt, das Herumflaniere...“ Urdumm sind solche Worte! Seht euch nur die arme, kleine, zarte Vittoria an, wie sie da saß, wie ein Reh, im abendlichen Schatten der Häuser schleichend, als hätte sie, weiß Gott, was, ange stellt. Und in Wirklichkeit hat sie gar nichts ange stellt. Aber der Entschluß, denn sie gefaßt hat, ist so furchtbar, für sie selbst so durchaus unfassbar, daß sie allen Grund fühlt, heimlich wie jemand, der einen Mord vollbracht hat, im Schatten der Häuser zu schleichen. Heute war ein Brief von ihm gekommen. Ein Brief, der ihr sagen sollte, daß überhaupt auf gar nichts mehr zu hoffen wäre, weder auf Geld noch — auf ihn selbst. Er war dort, in der Fremde, an einer Frau kleben geblieben. Und Vittoria blieb allein mit den Mädchen. Ein Maler hatte ihr draußen, in der Vorstadt, sein Atelier als Schlafstelle überlassen. Diesen Maler hatte ihr Gatte gekannt. Dort wohnte sie nun seit zwei Wochen. Heute abend, ehe sie von dort weggegangen war — das Atelier war schon seit mehr als einem Monat von seinem Besitzer unbenutzt —, hatte sie eine Aufstellung gemacht. Sie war Milch und Gebäck für zwei Monate schuldig, Fleisch für sechs Wochen, Wäsche für vier Wochen (sie wusch sich jetzt alles selbst), dann war noch eine Schusterrechnung da, kurz — es gab kein ein und aus mehr. Alles, was beliehbar war, lag im Verjamert.

Und dann kam eben der Entschluß. Aber auch er war erst gekommen, nachdem sie an fünfzehn Stellen abgewiesen worden war, wo sie sich als Haushälterin, Sprachlehrerin, Klavierlehrerin, ja selbst als Scheuerfrau angeboten hatte. Das war ein Tag! Treppauf, treppab — und alles vergebens. Der Schlüsselpunkt, den sie hinter diese Bewerbungen setzte, das war: dieser irdische Gang, den sie jetzt im Schatten der Häuser des Patrizierviertels tat, wo die Cadillacs und Minerva-Knights geräuschlos hielten, Chauffeurs nach Türen schnappten, hinter denen arteriosklerotische Gefäße neben Feh- und Zobelmarionetten saßen. Obwohl ihr Kopf benommen war, wurde sie sich dennoch sehr schnell bewußt, wie lächerlich dieses Beginnen war. Wie sah sie denn aus, um Gottes Willen! Da hätte sie wohl sehr wenig Chancen! Die Schuhe vertreten, Strümpfe gestopft, der Mantel zwar schwarz, aber mit einem grauen, schillernden Spiegel... Und gerade, als sie darüber nachdachte, kam er, der hübsche, junge Mensch. Groß, schlank, mit Kinderaugen, kugelförmige Kinderaugen. Er war gar nicht schlecht gekleidet, trug einen weiten, modischen Naglan, der allerdings etwas zu lose von den steil abfallenden Schultern hing. Er sprach sehr wenig, nahm sie unterm Arm und fragte, ob er sie nach Hause begleiten dürfe.

Trotzdem sie sich viel vorgenommen hatte, war ihr ja im Grunde genommen alles ganz gleichgültig. Sie sagte mechanisch „Ja“ und dachte dabei an ihre drei Programmpunkte: erstens Einladung ins Kaffee, dort bekommt du mindestens eine Schale irgendeines warmen Getränks und ein Gebäck dazu, das gibt Kraft und Mut. Zweitens: nichts vom Elend zeigen, munter sein, mit allem einverstanden, dann wird er auch Geld geben. Man wird über die Summe verhandeln und wenn einmal alles vorbei ist, kann man von den Kindern erzählen, vielleicht gibt er etwas darauf...

Es kam anders. Der junge hübsche Mensch war sehr gesprächig, liebenswürdig. Er rebete ein bißchen zu viel — aber wenigstens wurde ihr alles leichter. Er schlug wirklich kein Kaffee vor, sondern begleitete sie, bis hinaus nach Währing. Nun stand man vor dem Haustor. Sie nahm ihn nach kurzem Ueberlegen mit hinauf, ins Atelier. Ich habe bloß Tee und ein kleines Stückchen Brot, meinte sie. Das tut nichts, gab er zur Antwort. Ich will ja nur mit Ihnen sein! Warum sind Sie so gebrüht? Erwinnere ich Sie an einen Mann, den Sie vielleicht geliebt... verlassen haben... der Sie verlassen hat? Sprechen Sie doch!

Ihr wurde wohlher, denn er hatte sie wenigstens noch nicht für eine Prostituierte gehalten. Sie sagte einen gewagten Entschluß: „Ich werde Ihnen aufschreiben, warum ich so bin... und gehe einsteigen ins Nebenzimmer (das Atelier hatte einen Ankleideraum mit einem Sofa). Sie dürfen das aber erst lesen, bis ich drüßen bin, ja?“

Das versprach er. Dann ging sie nebenan, legte sich in dem finsternen Kabinett, dessen Tür offen ließ, auf das Sofa und beobachtete ihn aus der Dunkelheit.

Er nahm ihren Zettel. Sie hatte knapp hingeschrieben: „Ich habe nichts zu essen, nichts zum Leben und bin ganz allein.“ Nun sah der junge Mensch da, im Schein des regenbogenfarbenen Lampenschirms, fuhr sich mit seinen, dünnen, langen Fingern durch das kastanienbraune, etwas zu lange Haar, nervös, verzogen, las immer wieder den Zettel, schüttelte den Kopf in die Hände. Dann stand er schwer und langsam auf, wie ein Greis, und kam zu ihr. Er beugte sich über ihr Gesicht, küßte sie auf Stirn und Fäde und sagte leise:

„Armes Kind... hast dich gehabt. Ich bin arbeitslos... lebe bei den Eltern, kleinen Bürgerleuten: da, dieser Schilling ist alles, was ich habe. Wäre ich nicht bei ihnen, die mir zu essen und trinken geben, wüßte ich überhaupt nicht, wovon leben.“

Dann tranken sie Tee. Er wollte irgendwie den Schilling dalassen. Aber damit war ihr ja doch nicht gefolgt. Nach einer halben Stunde, über der das heilige Schweigen der Armut

war, ging er. Vittoria schlief sogleich ein. Am nächsten Morgen wurde sie früh geweckt. Ein Bote war da, mit einem kleinen Kärtchen und einer schönen roten Rose, voll aufgebüht. Von dem hübschen jungen Mann. Mit den Begleitworten: „Das ist alles, was ich schiden konnte!“

Wenn diese Geschichte, wie Vittoria ausging, einen Mann einzufangen, ein Mädchen wäre, mußte sie wohl so schließen:

...Sie aber nahm die Rose und stellte sie in ein kristallenes Glas. Kaum aber stand die Rose da, im Frühlucht, umgeben von der Armut dieser reinen Frau, da wandelten sich alle Blätter, eines nach dem anderen, aus Blumenamt in rotes, schweres



Westfälische Heimatspiele

werden in diesem Sommer wieder in dem im Stadtwald Hohenstein gelegenen Naturtheater der Stadt Witten veranstaltet. Zur Aufführung kommt das Drama „Gudrun“ von Ernst Hardt.

Das teure Geburtstagsgeschenk

Von H. G. P.

Eines Abends führte Albert Babin seine Frau Alice zu Barbereine, dem großen Pariser Kunsthändler, damit sie sich zu ihrem bevorstehenden Geburtstag ein Geschenk aussuchte. Alice hatte Wert darauf gelegt, ihren geizigen Mann zu begleiten.

„Du kennst dich besser in Stoffen aus als in Nippachen“, hatte sie ihm vorgeworfen.

„Schön. — Doch du weißt, ich gebe nicht mehr als tausend Franken aus.“ Herr Babin, ein reichgewordener Konfektionär, blieb in seinen Ausgaben sparsam wie vor dem Kriege, als er noch nichts hatte.

Alice war schon vormittags heimlich bei Barbereine gewesen; sie hatte bereits gewählt. Suchend lief sie durch den Laden und blieb vor einer 85 Zentimeter hohen Orpheus aus Porzellan stehen. „Den will ich“, erklärte sie.

Der Gatte zog ein schiefes Gesicht: „Das nennst du eine Nippache?“ Das ist ein Denkmal. Das willst du in unsern Salon stellen?“

„Ja — Kostet?“

„3000 Franken, gnädige Frau. Es ist ein Sevres-Porzellan, gezeichnet Robin.“

Herr Babin ahnte ein Komplott. Er verließ wortlos den Laden. Befehd vor Scham und Mut folgte ihm seine Frau. „Albert, das bezahlst du mir... und noch viel teurer!“ Im Augenblick antwortete er nicht. Er kannte seine Frau. „Mag sie sich auslohen“, dachte er. Doch die Vorübergehenden blieben stehen. Herr Babin winkte ein Auto heran und befahl trocken: „Steig ein!“ Alice stieg ein. Kaum hatte sie Platz genommen, da ging's von vorn los: „Ich räche mich. Du bist grob, ein alter Geizhals, ein Vögner. Ich dürfte wählen.“

„Doch nur bis zu tausend Franken!“

„Unfinn! Das ist deine letzte Beleidigung! Ich lasse mich scheiden. Diesmal bestimmt!“

So weit kam sie immer. Herr Babin ließ sich nicht klein kriegen. „Wie du willst. Seit zehn Jahren redest du nun davon!“

Alice schwieg. Doch zuhause ging's weiter. Das dauerte eine ganze Woche. Sie meinte mit bewundernswürdiger Ausdauer. Sie machte es so gut, daß Albert einlenkte. Jedoch — wie immer — mit Einschränkungen. „Ich hole dir den Orpheus. Doch ich muß allein hingehen. Dreitausend Franken sind ein unsinniger Preis.“ Alice wurde sofort launisch. „Ja. Ich hätte dich nicht begleiten sollen. Barbereine hat sich das zunutzen gemacht! Geh und hol ihn allein! Aber laß ihn herhschiden! Er ist schwer... Du könntest ihn zerbrechen.“

Als Albert zu Barbereine kam, war der Robin nicht mehr da. „Verkauft?“ fragte er mit heimlichem Jubel. „Ein Unfall“, erklärte ein junger Mann. „Gestern bei Ladenschluß...“ Herr Babin hörte gar nicht hin. In seinem Hirn wälzten sich Pläne. Er müßte den Orpheus in seinem neuen Zustand kaufen und seiner Frau einen Transportunfall vorspielen. Sie hatte von einem Unfall gesprochen: man soll nichts heraufschwören! Die Riste wird bei der Ankunft fallen gelassen. Alice hat mir nichts vorzuwerfen. Wir sind quitt.

Der junge Mann beendet seine Geschichte: „Nun ist sie in zehn Stück.“

„Was kostet das Stück?“ fragte Herr Babin kurz entschlossen.

Der junge Mann lächelte leise. „30 Franken. Doch Sie müssen alle nehmen; wir machen keine Teilgeschäfte. Das macht 300...“

„Gemacht. Hier sind 300 Franken. Schiden Sie mir den Orpheus so schnell wie möglich!“

In diesem Augenblick erinnerte sich Herr Babin der Geschichte eines Freundes, der in einem ähnlichen Fall einen gleichen Unfall vorgetäuscht hatte. Es handelte sich damals um eine Vase aus venetianischem Glas, die in zwei Hälften gebrochen war.

Leuchtendes Gold. Und mit diesem Golde lebte Vittoria mit ihren beiden Mädchen viele Jahre noch in ungetrübter Eintracht.

Die Geschichte ist aber gar kein Märchen. Vittoria lebt wirklich. Und die Rose ist längst verwelt, Blatt für Blatt fiel bald auf das nicht mehr reine Tischstuch. Und viele Tränen Vittorias waren auch dabei.

Vittoria lebt wirklich. Irgendwo... wenn man das Leben so nennen kann. Es ist gar kein „end“. Kein happy end“ und kein „unhappy end“... Die Geschichte verläuft... irgendwohin... in den Staub und Schmutz der Stadt. Derselben Stadt, da in einer einsamen Nacht der junge Mensch mit den Kinderaugen bei Vittoria war. Ein Märchenprinz. Nur daß er auch arm war — und Märchenprinzen sind meist reich. Ihr aber blieb viel von dieser Nacht und dem morgendlichen Bote. Mehr als... nur eine Rose...

Der Freund hatte das Geschäft beauftragt, ihm die Vase verpackt ins Haus zu schiden und die Riste nicht zu heftig, nicht zu zart fallen lassen, jedoch gerade so, das... Doch als man die Riste öffnete, ward sein Betrug entdeckt: der Kunsthändler hatte jedes Stück einzeln in Papier gepackt! Darum wollte Herr Babin sich nun persönlich um die Verpackung seines Robin kümmern. Man führte ihn ins Hinterzimmer, in dem Kisten, Holzwohle, Papier, Nägel herumlagen. Albert wählte eine große Riste, stellte sie auf einen mit Holzwohle umgebenen Tisch und machte sich an die Arbeit. Zuunterst kam ein Stück Matte, darauf die Stücke des Orpheus, die der junge Mann ihm reichte. Er nahm immer ein Stück und preßte es fest in Matte, um das Durcheinanderhütteln zu verhindern. Der Robin sollte doch in einer natürlichen Stellung ankommen und nicht etwa den Kopf verkehrt herum oder das Ohr unter dem Arm. Endlich ruhte der Orpheus in seinem weichen Beite. „Er liegt wie im Schlaf“, sagte der junge Mann. Herr Babin umwand das Ganze fest mit einem Bindfaden und befahl, den Deckel aufzusetzen und die Riste sofort zu schiden. Dann eilte er beschwingten Schrittes heim.

Eine halbe Stunde später klingelte es bei ihm. Herr Babin hatte im Salon gewartet; er stürzte auf den Korridor. Seine Frau, die sich im Schlafzimmer aufhielt, hörte einen dumpfen Fall, zwei Flüche: „Donnerwetter! Tölpel!“ Sie stürzte heraus: „Was gibts?“ Ihr Mann zeigte auf die Riste und den Träger, der mit hängenden Ohren da stand. „Solch ein Trottel! Wie ein Paket Wäsche hat er das hingeschleudert!“ Albert nahm ein Messer und begann, die Verpackung zu lösen. „Porzellan bricht wie Glas“, murrte er bedenklich...

Der Deckel fiel. Albert schrie auf. „Da haben wir's! Orpheus in Scherben!“ Alice neigte sich über die Riste und schluchzte: „Wie schrecklich! Albert! Willst du mir schon einmal eine Freude machen...“

Doch Albert hatte einen Trost bereit: „Der Schaden ist heilbar. Ein zerbrochener Robin ist doch noch immer ein Robin!“

Sie machten sich beide daran, die Stücke zusammenzusetzen. Herr Babin triumphierte über seine Tüchtigkeit. Da murrte seine Frau: „Merkwürdig! Ein Fuß fehlt. — Der rechte Fuß.“

Herr Babin erwachte aus seinen Träumen. Doch er war seiner Sache so sicher, daß er lächelte. Er machte einen Scherz: „Ich habe doch die Stücke nummeriert. Du kannst mir nicht jucken!“ Und er lehrte die Riste um und krante in der Holzwohle. Da war nichts. Jetzt begann er zu zweifeln. Er verstand nicht. Seine Frau beobachtete ihn stumm. Auch sie verstand nicht, doch sie ahnte, daß sie auf der Spur war. Die Stille zwischen ihnen wuchs drohend, Albert erhob sich plötzlich. Daran ist Barbereine schuld. Ich muß mal hingehen. Sofort!“

Am der Tür stieß er mit dem Hausburschen zusammen. Der war außer Atem. „Herr Babin“, sagte er und zog etwas aus seiner Tasche. „Ich bringe den Fuß. Er war hinter den Tisch gefallen.“

Nun war alles enthüllt. Alice lachte höhnisch auf.

Der Junge wußte Bescheid. Er machte sich aus dem Staube. Herr Babin schloß hinter ihm die Tür... da wurde er am Arm gepackt und in einen Stuhl geschleudert. „Betrüger!“ fauchte Alice und riß ihn an der Krawatte. „Ich lasse mich scheiden. Diesmal bestimmt!“

Und sie verfiel in Weinkrämpfe.

Albert wuschte sich den Schweiß von der Stirn. „Nach Donner kommt Regen“, murrte er, „das Gewitter ist vorbei. Doch jetzt muß ich zahlen... jetzt geht es erst recht an meinen Geldbeutel!“

(Beredigte Uebersetzung von Ute Ellen Jacoby.)

Das gebildete Gespenst

Eine Humoreske von Sherwood Anderson.

Die Geschichte, die ich hier erzählen will, ereignete sich in South Bend, Indiana. Und die Frau, der sie wiederfuhr, war eine Witwe, von Beruf Lehrerin.

Die Frau hatte ein Kind, ein siebenjähriges Mädchen. Als sie nach South Bend ziehen wollte, konnte sie zuerst keine Wohnung bekommen. Plötzlich fand sie zu ihrem Erstaunen ein schönes Haus, das für eine niedrige Miete zu haben war. Als sie mit davon erzählte, sagte sie, es wäre ihr unverständlich gewesen: Da stand das Haus, ein schöner, bequemer alter Ziegelbau an einer guten Wohnstraße, mit einem großen Rasenplatz und Bäumen vor der Tür; und es hatte seit zwei Jahren leer gestanden.

Es spukte in dem Hause. — Sie erfuhr es von den Leuten. Aber sie sagte, es wäre ihr einerlei, und sie zog ein. Alles ging vortrefflich. Das Haus hatte sehr große Zimmer und in jedem Zimmer war ein Kamin. Sie bekam das Ganze für zehn Dollar monatlich.

Natürlich ging es sehr bald los mit der Spukerei. Geschlossene Türen gingen auf und klapperten wieder zu. Wenn sie allein in einem Zimmer saß, bei offenen Fenstern (höchstwahrscheinlich korrigierte sie Hefte), dann wurde sie von einem jähren Windstoß getroffen. Nachts hörte sie zuweilen leise Schritte. Es gab ohne Zweifel noch andere, einen unsichtbaren Bewohner im Hause.

Zuerst hatte sie fürchterliche Angst. Aber — so sagte sie, als sie mir ihr Erlebnis berichtete: sie war eine einsame Frau, und man gewöhnt sich schließlich an alles. Zuletzt freute sie sich beinahe über die Gegenwart des Unsichtbaren. Es tat wohl, das Vorhandensein eines Wesens spüren. Jemanden zu haben, mit dem die Gedanken sich beschäftigen konnten. Ihre Tochter, die siebenjährige Kleine, ging schon um acht zu Bett. Die einsamen Abende waren nun weniger einsam.

Die Frau war mit Eifer auf Bildung bedacht. Das war ihr stärkster Lebenszug. Abends, saß sie lange und las. Sie las die Bücher aller neuesten und geistig anspruchsvollsten Schriftsteller, besonders der sogenannten Modernen.

Da sitzt sie nun also, eine einsame Frau in einem einsamen Hause. Sie liest in einem Buche; einem Buche von — sagen wir: Waldo Frank. Vielleicht ist es auch „Sister Carrie“. Und während sie so sitzt, bei verschlossenen Türen, kommt das Gespenst stracks ins Zimmer.

Es war ein hochgewachsenes und ziemlich ernsthaft dreinblickendes Gespenst, ein sehr gut aussehender Mann von vielleicht fünfundsiebzig Jahren. Die Frau berichtete, er wäre geradeswegs durch die geschlossene Tür ins Zimmer gekommen. Als er auf den Platz zukam, wo sie saß, war sein Benehmen ein bißchen links und verlegen.

Unmerklich erklärte er, daß er im Leben niemals Gelegenheit gehabt hätte, sich in der Gesellschaft gebildeter Leute zu bewegen. „Ich bin ein Gespenst“, sagte er, „aber ich bin gänzlich harmlos, das dürfen Sie mir glauben.“ Sie hätte, so berichtet mir die Lehrerin, den Eindruck gehabt, daß ihr Gespenst ein ganz ausgeglichenes Gespenst wäre. Es wäre ihr, sagte sie, von Anfang an klar gewesen, daß der Geist trotz seiner etwas rauhen Außenseite über eine ununterkennbare Herzensbildung verfügte.

Natürlich war sie zuerst ein bißchen zitterig und verärgert. „Seien Sie ganz unbesorgt“, sagte der Geist. Er würde es, fügte er hinzu nie gewagt haben, ihr lästig zu fallen — das heißt: er würde sich niemals materialisiert haben, wenn er sich nicht in schwerer Kümmeris befände. Und das ganze Elend käme von seinem Bildungsmangel her. Und er wäre zu ihr gekommen, weil er fühlte, daß er es mit einer gebildeten Frau zu tun hätte.

Die Kümmeris bestand darin, daß er drüben in der Geisterwelt in der er weilte, nachdem er (wie die Lehrerin es nannte) „die irdische Wirral von sich getan hatte“ — daß er da drüben mit der Gesellschaft von Leuten vorlieb nehmen mußte, die so ungebildet waren wie er selbst. Der Mann war im Leben das gewesen, was wir Amerikaner einen „low-brow“ nennen; ein geistig anspruchsloser Mensch, ein ganz gewöhnlicher Fabrikant, der nichts im Kopf gehabt hatte als sein Geschäft, Geld verdienen und Gollspielen. Und als er nun drüben in die Geisterwelt gekommen war, hatte er für seine Gleichgültigkeit in Bildungsfragen büßen müssen. Nun war ihm plötzlich klar geworden, was für einen Fehler er begangen hatte. Und das hatte ihn verdrossen.

Er wollte gern Bildung haben, aber in der Geisterwelt konnte er sie nicht kriegen, denn die gebildeten Leute verkehrten nicht mit ihm.

So war er denn in die Welt der Wirklichkeit zurückgekehrt und hatte sich zu einer Frau geflüchtet. Der Ehemann der Lehrerin war, scheint es zu seinen Lebzeiten ziemlich ungebildet gewesen. Er war Rohrleger. Und er hatte, sagte sie, an nichts anderes gedacht und von nichts anderem geredet als vom Ballspiel. Dennoch hatte sie es bei ihm ausgehalten, bis er starb. Sie hatte gute Zeugnisse, (vielleicht hat der Geist das gewußt). Mir wurde klar, daß sein Tod (diesmal meine ich den Rohrleger) für die Lehrerin kein tödlicher Schlag gewesen war.

Andererseits war sie nicht gerade das, was man eine schöne Frau nennt; und sie hatte eine Tochter. Welche Aussicht hatte sie da, einen Gefährten zu finden, der mit ihr in der Welt der Bildung leben wollte? Sie und der Mann — ich wollte sagen: der Geist waren in derselben Lage.

In allem, was Bildung heißt, hatte sie allerdings ganz großen Vorprung. Vor allem las sie gerade damals alle Modernen. Sie kannte nicht nur ihren Joyce und ihren O'Neill — sie kannte auch ihren Dreiser, ihren Frank und ihre Gertrude Stein. Und sie erzählte mir, daß sie mit dem Gespenst einen ganz herrlichen Winter verbracht hätte.

Jeden Tag ging sie in der Schule ihren Pflichten nach und abends eilte sie heim und brachte das Kind zu Bett. Sie wollte nämlich nicht, daß das Kind an ihrem Vergnügen teil hätte; warum, das wußte sie selbst nicht. Vielleicht meinte sie daß die Kleine womöglich auf schlimme Gedanken kommen könnte, wenn sie abends einen Mann im Hause sah.

Aber es war natürlich nichts Unrechtes dabei. Das Gespenst hat ihr niemals auch nur einen Kuß angeboten. Sie hat mir das selbst erzählt. Die beiden saßen ganz einfach nur beisammen und lasen Bücher, und hinterher sprachen sie das Gelesene durch. Wer von uns hat nicht auch schon solche Abende mit einer Frau verlebt? Wie köstlich sind sie doch!

Ja, und bei alledem kriegte der Geist Bildung und immer mehr Bildung, und die Frau ebenfalls. Sie verbrachten den ganzen Winter so. Noch niemals hatte South Bend ein so freundliches Gesicht gemacht. Ihr wäre, sagte mir die Frau, wahrscheinlich der Gedanke, daß bald Frühling werden würde, verhaßt gewesen. Sie hatte so ein Vorgefühl, daß der Geist sie beim Einzug des Frühlings verlassen würde, um nie mehr wiederkzukehren, weil er dann eben genug Bildung bekommen hatte.

Nun, und haargenau so kam er denn auch. Das ist das Tragische in der Geschichte.

Natürlich war es ein Abend voll milden Mondlichtes, und draußen im alten Garten kamen gerade die Blätter aus den Knospenhüllen hervor. Die Frau saß am offenen Fenster. Sie bildete sich nämlich ein, daß es für das Gespenst leichter sein müßte, ins Haus zu kommen, wenn Fenster und Türen offen waren. So wirklich war der Geist für sie geworden.

Und dann kam er. Und zwar kam er nicht durch das offene Fenster ins Zimmer, sondern irgendwo durch die Wand. Das war nun mal so seine Art, der Geist konnte die Wände, die er gemeinsam mit der Lehrerin gelesen hatte, nicht in die Geisterwelt mitnehmen, seine Hand vermochte ja nicht einmal ein Buch zu halten. Die Lehrerin pflegte ihm laut vorzulesen, und wenn das laute Lesen sie zu ermüden begann, stand er hinter ihr und las über ihre Schulter hinweg. Von Zeit zu Zeit erläuterte sie ihm die schwer verständlichen Stellen. In manchen Büchern gab es sehr viele solche Stellen. Das ganze muß soderbar ausgefallen haben.

Aber bleiben wir bei den Frühlingsabenden. Der Geist kam und setzte sich an ihre Seite. „Heute abend wollen wir nicht lesen“, sagte er. Seine Stimme war leise, und es schwang ein Unterton unendlicher Traurigkeit darin. Er teilte ihr mit, daß er nun genügend Bildung hätte. Drüben in der Geisterwelt hatte er nur Verfehr mit den allerersten Kreisen.

Jeder fühlende Mensch wird begreifen, wie der Frau zumute war. Er war ganz einfach nur gekommen, um Lebenswohl zu sagen; und es war ein trauriger Abschied. Sie hätten, erzählt die Frau, an jenem Abend mehrere Stunden beisammen gelesen, und der Geist hätte ihre Hand ergriffen. Sie meinte sogar zu spüren, daß er sie gern geküßt hätte; aber da ihr Verhältnis auf der Ebene der geistigen Bildung begonnen hatte, so meinte er

wohl, er müßte es da belassen. Ich entnahm aus ihren Worten, daß die Frau sich darüber ein bißchen geärgert hat. Sie vertraute mir an, daß seine Auffassung nach ihrer Meinung ein großer Irrtum war, aber was sollte sie tun? Der Mann war ja weiter nichts als ein gebildetes Gespenst. Er war ihr nicht einmal so dankbar, wie er es nach ihrer Ueberzeugung hätte sein sollen.

Jedenfalls scheint es, als hätte er seine ganze Dankbarkeit den Herren Dreiser, Frank, Joyce und so weiter gewidmet. Von ihnen, sagte sie, hätte er den ganzen Abend geredet. Ihre Namen und die Kenntnis ihrer Bücher hätten ihn, sagte er, drüben in der Geisterwelt Zutritt zu den besten und unzulänglichsten Kreisen verschafft. Man braucht nur die Namen ein paar Moderner zu nennen und sich mit ihren Werken vertraut zu zeigen, dann kommt man überall hinein, sagte er. Aber, so fügte er hinzu, da er nun mit den Wichtigsten der Modernen Bekanntschaft machte, so wäre es wohl besser, er käme künftig nicht mehr zum Unterricht; denn er müßte befürchten, daß er nachher in der Geisterwelt in derselben Lage wäre, wie zu der Zeit, da er noch gar keine Bildung hatte.

Nachdem er dies gesagt hatte, verschwand der Geist. Da saß nun die Frau in der Frühlingsnacht; und sie hatte des Geistes Hand in der ihren gehalten. Sie hatte sogar, fürchte ich, ein bißchen zu drücken versucht. Vielleicht hatte sie dadurch ein empfindliches Gefühl verlegt. Einen Augenblick sah er noch da, aus seinen Augen leuchtete die früher nicht vorhandene gebildete Geistigkeit, und seine kalte Gespensterhand lag in der ihren, und dann, als sie diese Hand auch nur ein verschwindend kleines bißchen zu drücken versuchte, war er weg.

Da läche man einmal wieder, sagte die Lehrerin, was für die Frauen dabei herauskommt, wenn sie sich bemühen, irgend etwas für die Männer zu tun.

„Man versucht ihre geistige Persönlichkeit zu heben und sie ein wenig besser zu machen, als sie sind — und dann lassen sie einen sitzen“, sagte sie. Uebrigens von Karl Verbs.

China lacht

Frei aus dem Chinesischen übertragen von Li Shihung.

Der besorgte Schuldner.

Es war einmal ein Schuldner, und einer, der ihm schuldig war. Ersterer zahlte nicht, letzterer ärgerte sich und überlegte, wie er zu seinem Gelde kommen könnte.

Der Gläubiger sagte einen Plan. Er informierte seine Diener, daß immer je zwei in einem Hinterhalt vor dem Hause des Schuldners warten und, wenn er am Abend herauskäme, ihn packen und forttragen sollten. Er beabsichtigte, ihn nicht früher freizugeben, bis er auf Heller und Pfennig bezahlt hätte.

Die Diener sagten: „Gut“. Und begaben sich auf ihren Posten.

Am ersten Abend hatten sie kein Glück, aber am zweiten klappte die Sache. Der Schuldner, der abnungslos sein Haus verlassen wollte, sah sich plötzlich von zwei starken Kerlen angepackt und zu Boden geworfen. Dann wurde er zu einem Paket gerollt, über zwei eckige Schultern geworfen und — trapp, trapp, hast du nicht gesehen — gings dahin.

Die beiden Diener waren nicht schwächlich, aber so ein kümmerlicher Zähler hat sein Gewicht, und der Weg war lang. Sie begannen in Schweiß zu geraten. Schließlich meinte der eine: „Hallo, Kamerad, wollen wir ein bißchen ausrufen?“

„Gemacht“, entgegnete der andere. Sie legten die Bürde ab.

Da sagte der Schuldner: „Wollt ihr faule Bande mich wohl fix wieder aufnehmen. Meint ihr vielleicht, ich schuldet nur eurem Herrn Geld? Wenn nun ein anderer mit seinen Dienern daherkommt und mich hinterrücks forttragen läßt! Mir persönlich kann's egal sein, ob euer Herr sein Geld kriegt oder nicht, aber ihr kriegt dann die Prügel.“

Geld lockt.

Da war einmal ein armer Teufel, und ein anderer, der nicht schlafen konnte über der Sorge, wie er nur all sein eingenommenes Geld auch wieder ausgeben könne.

So eine Sorge schafft den Menschen Verstimmung, und wer selber verstimmt ist, meint gewöhnlich, er könne sich von dieser Verstimmung befreien, wenn er auf die anderen Menschen seiner Umgebung verstimme.

Der Reiche macht darum dem Armen einen Vorschlag: „Du kannst im Handumdrehen 1000 Mark verdienen“, sagte er, wenn du dich von mir, so wie du da bist, zu Tode prügeln läßt. Bin ich nicht ein guter Kerl, Han?“

Der Arme sagt nicht nein, nicht ja. Er bittet um einen Tag Bedenkzeit.

Er denkt reiflich nach. Am andern Tage teilt er das Ergebnis seiner Denkarbeit dem Reichen mit.

„Paß mal auf“, meint er. „Tausend Mark, die will ich

ja gar nicht. Aber gib mir doch fünfhundert und schlag mich nur halbtot.“

Der überschlaue Schüler.

Da war ein Mann sehr reich geworden; doch er hatte keine Schule besucht und konnte nicht schreiben.

Aber er hatte einen Sohn, und der sollte für ihn schreiben lernen.

Lehrer sind teuer, aber was ist Geld gegen Bildung? Der Reiche nahm für seinen Sohn einen Lehrer und ließ ihm Schreibunterricht erteilen.

Der Unterricht begann. Der Lehrer nahm den Pinsel und schrieb das Zeichen für „eins“; das ist ein Strich.

Der Schüler nahm den Pinsel und schrieb das Zeichen „eins“ (—). Darauf schrieb der Lehrer das Zeichen für „zwei“; das sind zwei Striche. Der Schüler nahm den Pinsel und schrieb das Zeichen „zwei“ (==). Darauf schrieb der Lehrer das Zeichen für „drei“; das sind drei Striche. Der Schüler nahm den Pinsel und schrieb das Zeichen für „drei“. Dann legte er seinen Pinsel fort, ließ zu seinem Vater und erklärte: „Ich habe das Prinzip der Schrift erfaßt, ich kann nun schreiben. Unterricht ist weiterhin nicht mehr notwendig.“

Der Vater sagte: „Was habe ich für einen begabten Jungen zum Sohne“. Ließ den Lehrer kommen und zahlte ihn aus. Lehrer sind nicht billig.

Der Vater hatte nun einen Freund. Dieser Freund hatte den seltenen, aber nicht ganz unschönen Namen Tausend.

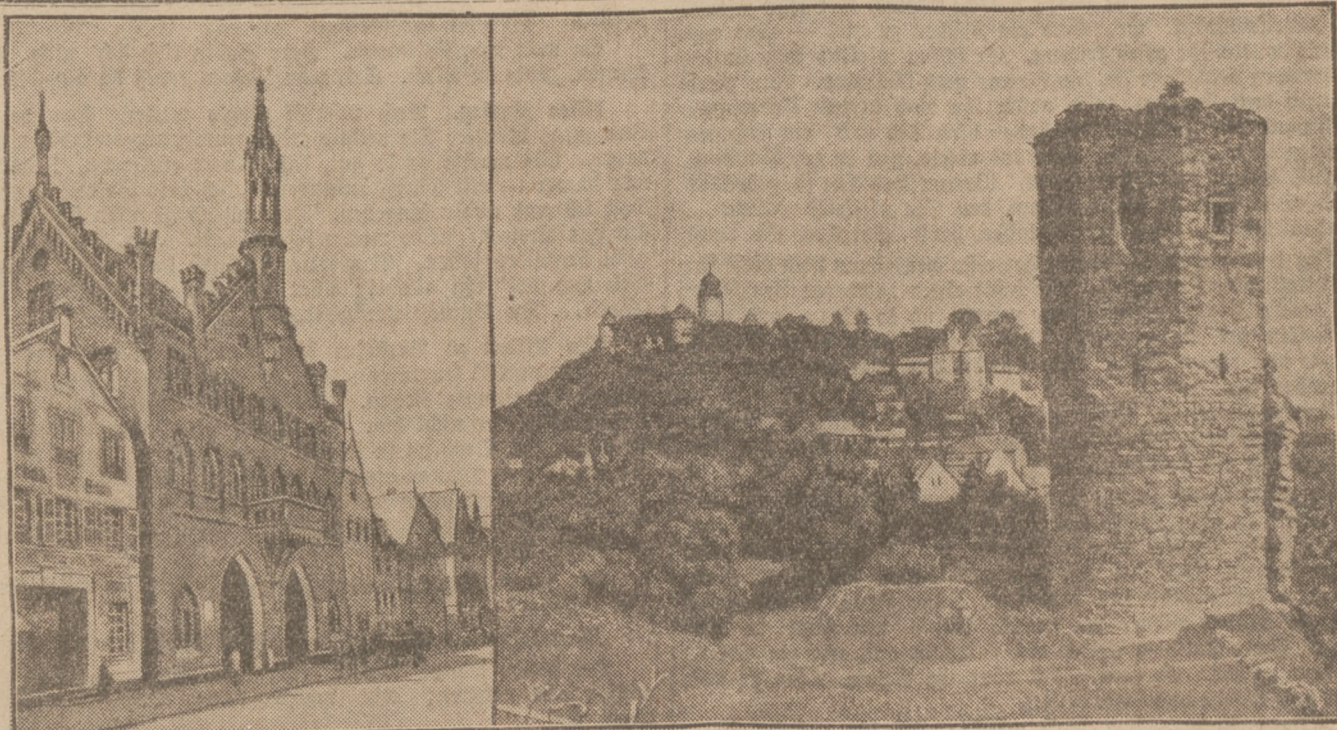
Alle Freunde sehen sich gerne. Der Vater möchte seinen Freund, Herrn Tausend, zum Abendbrot bitten, gibt seinem Sohn den Auftrag, einen Einladungsbrief zu schreiben.

Der Sohn begibt sich am frühen Vormittag auf sein Zimmer und schreibt. Es geht spät in den Nachmittag, der Sohn sitzt auf seinem Zimmer und schreibt.

Der Vater denkt: Es dauert lange, aber er macht es gut und gründlich. Es wird Abend. Der begabte Sohn sitzt auf seinem Zimmer und schreibt. Schließlich hält es der Vater nicht länger aus; am Ende soll so ein Brief ja auch mal abgeschickt werden. Er begibt sich auf das Zimmer des fleißigen und begabten Sohnes.

„Nun, wie steht's denn?“ fragt er erwartungsvoll, nicht ohne einen Unterton von Stolz über einen so fleißigen Sohn.

Der begabte Sohn entgegnet: „Den Teufel auch, Vater, was müßt Ihr auch gerade einen Freund haben, der den blödsinnigen Namen „Tausend“ hat. Ich schreibe und schreibe nun schon den ganzen Tag und bin trotzdem erst bis fünfhundert gekommen, und bin nicht einmal sicher, ob ich richtig gezählt habe.“



1000 Jahre Montabaur

Die Stadt Montabaur am Westerwald feiert vom 21. bis 23. Juni ihr tausendjähriges Bestehen. Die architektonischen und landschaftlichen Schönheiten des alten Städtchens, das einst Residenz der Erzbischöfe von Trier war, werden durch unsere Bilder verdolmeticht: links das Rathaus am Markt — rechts das Schloß und (im Vordergrund) der Wollsturm, ein Ueberrest der früheren Stadtbefestigung.

fuhrt, erlitt eine leichte Kopfverletzung. Das Auto, im Werte von 15 000 Zloty, ist zertrümmert.

Panksdorf. (Schwerer Verkehrsunfall.) Ueber einen folgenschweren Verkehrsunfall berichtet die Polizei. Auf der Chaussee prallte infolge Motordefekts das Halblastauto St. 1880, welches mit Bierfässern beladen war, mit Wucht gegen einen Chausseebaum. Das Auto wurde zum größten Teil zerstört. Der Autolenker Alois Sosna erlitt hierbei so schwere Verletzungen, daß er bewußtlos liegen blieb. Der Verunglückte wurde in das Sothauer Krankenhaus überführt.

Königshütte und Umgebung

Werden die geplanten Reduzierungen in der Brückenbauanstalt erfolgen?

Wie bereits berichtet, wurden am Sonnabend voriger Woche 200 Mann der Belegschaft der Brückenbauanstalt, wegen angeblichen Auftragsmangels, Kündigungen zugestellt. Der Betriebsrat wandte sich in dieser Angelegenheit an den Demobilisierungskommissar in Rattow, worauf gestern Verhandlungen mit diesem, der Verwaltung und Vertretern der Gewerkschaften stattfanden. Nach den verschiedenen Begründungen der einzelnen Parteien, kam man infolge der vielen Ansichten zu keinem Resultat und eine neue Sitzung im Laufe der nächsten Woche beim Demobilisierungskommissar noch einmal in dieser Angelegenheit stattfinden wird. Während dieser Zeit werden auch Besprechungen seitens des Demobilisierungskommissars, mit dem Wojewoden und dem Wojewodschaftsrat erfolgen.

Den Angehörigen nach, wird es kaum möglich sein, einen Teil der Belegschaft nicht zur Entlassung zu bringen. Nach den Ausführungen der Verwaltungsvertreter soll die Lage einfach katastrophal sein, daß sogar die Befürchtung besteht, daß verschiedene Betriebe ganz geschlossen werden, wenn nicht in letzter Stunde Regierungsaufträge erteilt werden. Wie ein Vertreter des Ministeriums erklärt haben soll, ist mit einer Erteilung von Staatsaufträgen vorerhand gar nicht zu rechnen, da in die Millionen gehende Materialien auf Vorrat liegen. — Und was soll auf Grund dessen mit der Arbeitererschaft werden?

Silberne Hochzeit. Gestern konnte Genosse Schneidermeister Josef Tiller mit seiner Ehefrau Hedwig, geborene Hanke, auf ein 25jähriges gemeinsames Eheleben zurückblicken. Wir gratulieren und ein „Glück Auf“ zur Goldenen!

Johannesnachtfeier im „Schweizerhof“ zu Gunsten armer Ferienkinder. Am Sonntag veranstaltete das Rote Kreuz im neuerrichteten Erholungsort „Schweizerhof“ im Chorzower Wäldchen eine Johannesfeier, deren Erlös dazu dienen soll, arme bedürftige Schulkinder nach auswärtigen Erholungsorten zu versenden. Dem umfangreichen Programm nach sind vorgesehen: das Abbrennen eines Feuerwerkes, Abhaltung eines Blumenfestes und verschiedene andere diverse Überraschungen. Das Protektorat über die Veranstaltung haben übernommen: der Wojewode Dr. Grązyski, 1. Bürgermeister Spaltenstein, Verlagsdirektor Strzyżewski ufm. Die Eintrittspreise werden in entsprechenden Grenzen gehalten, womit es einem Jeden ermöglicht werden soll, die Veranstaltung zu besuchen und der guten Sache wegen zu unterstützen. Darum muß die Parole für den Sonntag sein: Auf in das Chorzower Wäldchen!

Ein vorbildlicher Ausflug. Die Ortsverwaltung Königshütte des Deutschen Metallarbeiterverbandes veranstaltete am Donnerstag (Bronzeabend) für ihre Mitglieder einen Ausflug nach dem Jalenzer Wäldchen, an dem sich die verschiedenen Kulturvereine und Mitglieder anderer Verbände in einer Zahl von mindestens 1500 Personen beteiligten. Unter Vorantritt der Tschaunerkapelle und zwei roten Fahnen bewegte sich der stattliche Zug nach seinem Bestimmungsort. Nach einer fast zweistündigen Wanderung wurde das Ziel erreicht. Dasselbst angelangt, suchte sich jeder ein stilles Plätzchen aus, um sich der Erholung zu widmen. Im Walde wurden verschiedene Spiele veranstaltet, zwei Spazmacher sorgten für Stimmung unter den Kindern und Erwachsenen, und die Musikkapelle ließ ihre Weisen erklingen. Währenddessen trug der Volkschor verschiedene Lieder vor, ein Schießstand lud das männliche Geschlecht zum Beweis der „Kunst“ ein und mancher alte brave Metallarbeiter holte einen Preis heraus. Im Sinne des Wortes gestaltete sich der Ausflug in harmonischer Weise zu einem wahren Volksfest. Hierbei verfloßen zu schnell die schönen Stunden, als man um 7 Uhr abends wieder den Heimweg antrat. Der Ausflug ist als sehr gelungen zu betrachten, wofür auch den Veranstaltern der Dank gebührt. Das Hauptziel hierbei ist, daß das Gemeinschaftsgefühl der Mitglieder gestärkt wurde und man sich untereinander näher kennen lernte. Und so soll es auch sein, denn nur eine enge Bindung kann uns zum Ziele bringen!

Wer ist der ehrliche Funder? Bei dem gestrigen Ausflug verlor Frau Marie Wostal im Jalenzer Wäldchen ein braunes Handtäschchen mit Wertgegenständen und verschiedenen anderen Inhalt. Der ehrliche Funder wird gebeten, das Fundstück an die obengenannte Frau, wohnhaft an der ul. Mickiewicza 69, abzugeben.

Auszahlungen. Wie man uns mitteilt, werden die Renten an die Invaliden, Witwen und Waisen der Knappschaft auf dem Bahn- und Krugshacht schon am 24. Juni zur Auszahlung gebracht, und zwar so, daß die Invaliden in der Zeit von 8 bis 12 Uhr ihre Pensionen in Empfang nehmen können, die Witwen und Waisen von 12 bis 16 Uhr nachmittags.

Siemianowik

Prälat Brandys von Michalkowik als Sozialistenhater.

Ein ganz besonderes Kapitel in der Kirchengeschichte wird voraussichtlich einmal die Kirchengemeinde Michalkowik, samt ihrem geistlichen Oberhaupt, Prälat Brandys, bilden. Wenn einmal über die Zustände dieser Kirchengemeinde durchaus geschrieben werden wird, so heißt das Thema bestimmt „Der interessante Prälat!“ Auch nicht umsonst! Denn die Verhältnisse in der Kirchengemeinde Michalkowik sind tatsächlich interessant.

Wir Sozialisten sind gewöhnt, daß man uns als Feinde der Kirche behandelt, müssen es allerdings ganz energisch bestreiten, daß wir gleichzeitig auch Religionsfeinde sind. Wir vertreten mit konstanter Beharrlichkeit die Lehre Christi, allerdings nur praktisch. Denn was nützt es dem Menschen, wenn er einen Glauben besitzt, mit dem er den Himalaja versehen könnte und er hat die Liebe nicht, so ist er nur ein tönendes Erz, heißt es irgendwo.

So ein tönendes Erz ist der Prälat Brandys in Michalkowik. Neulich könnte es auch von der Kanzel, vor allen Gläubigen, daß die Sozialisten richtiggehend Kommunisten wären, und daß diese allein an dem Unglück, dem Dilemma und zu allerletzt auch an der Wirtschaftskrisis schuld wären im allgemeinen, im besonderen wäre für Michalkowik die Gemeindevorstellung verantwortlich zu machen, für obengenannte Uebel.



Klugheit-Sparsamkeit

bedeutet das Tragen von

BERSON
GUMMIABSÄTZEN

BERSON-Absätze sind circa 25% billiger und nahezu dreimal haltbarer als Lederabsätze, geben außerdem elastischen, wohlthuenden Gang, der den Körper, die Nerven und die teuren Schuhe schont.

Machen Sie einmal den Versuch!

Sie werden dann von den Vorteilen der guten BERSON-Gummiabsätze besser wie durch Worte überzeugt sein.

Die Ersparnis, die Sie im Laufe der Zeit erzielen, kommt Ihrem Haushalt zugute.

BERSON
für alle praktischen Menschen



Die Gläubigen hörten diese Worte, staunten und verliehen die Kirche, denn das ging vielen Kirchenbesuchern doch über die religiöse Hutschnur.

Jetzt klappeln sich aber auch die Gemeindevorsteher und sagen: „Haben wir denn wirklich nicht genug getan für unsere Kirche und somit auch für ihr Oberhaupt, den Prälaten Brandys? In den Jahren 1927-28-29 haben wir für die Pfarrei und das Kloster die fälligen Steuern niedergeschlagen. Wir haben 1000 Zloty für die Anschaffung einer Heiligenfigur bewilligt. Diese sollte vor der Kirche mit noch anderen 3 Figuren zu stehen kommen, aber bis heute stehen sie nicht. Wie aus der Abrechnung in der Gemeinde zu ersehen ist, liefern wir der Pfarrei Scheuerstücher, Seife, Scheuerbüschel und Seifenpulver zu ihrem täglichen Gebrauch. Wir lassen bei jeder feierlichen Gelegenheit die Altäre schmücken, Ehrenportale bauen und Blumen streuen und schaffen verschiedenes Andere auf Kosten der Gemeindefürsorge.“

Es wurde übergegangen, daß der augenblickliche Kirchenvorstand bereits sehr veraltet ist und schon längst Neuwahlen erfolgen mußten. Dieser Kirchenvorstand, welcher eigentlich gar kein Kirchenvorstand ist, mußte über die Verhältnisse im Pfarramt orientiert sein. 97 000 Zloty hat der Verkauf des Grundstückes für den Bau der Grązyski-Kolonie eingebracht, welche für „gute“ Zwecke verwendet wurden. Die Kirchengemeinde weiß jedoch nichts Genaues darüber. Sie hat aber ein Unrecht solches zu wissen. Vielleicht kann da der „Kirchenvorstand“ darüber nähere Auskunft geben, gelegentlich, wenn er mal was werden sollte. Die Gemeindevorsteher betonen, daß die Bauern gebührend haben, als Prälat Brandys die „geistige Führung“ der Schäflein von Michalkowik übernahm. Sie hatten 120 Morgen Acker in Pacht. Der Vorgänger, Pfarrer Gnerlich, nahm es mit dem Pachtzins nicht so genau. Aber dafür nahm es sein Nachfolger genauer. Er setzte geschäftsmäßig, wie ein geistlicher Herr überhaupt nur sein kann, den Pachtzins auf den Roggenpreis fest, damit er immer stabil bleibt. Da aber der Preis für Roggen in letzter Zeit bedenklich fiel, expandierte der Herr Prälat einen anderen und zwar günstigeren Zahlungsmodus. Welchen, wissen die Gemeindevorsteher z. Zt. noch nicht. Aber vielleicht weiß es der „Kirchenvorstand“ besser und orientiert uns einmal. Es ist bekannt, sagen weiter die Gemeindevorsteher, daß unser Herr Prälat bestiftet, und haben absolut nichts dagegen, trotzdem sein Lehramt Jesus Christus, sich nur mit einem Gjel begnügt, weil es vor 2000 Jahren noch keine Autos gab. Und hätte es schon welche gegeben, so hätte Jesus sich bestimmt keins zugelegt, sondern hätte das Geld an die Armen und Arbeitslosen verteilt, so wie er das mit dem Brot und Fisch getan hat. Das zweite neue Auto kostet 38 000 Zloty oder auch „weniger“, und daß steht in die Augen! Warum kommt unser Herr Prälat nicht endlich auch einmal auf den bekannten historischen Gjel zurück? Sind denn die Gjel in Michalkowik tatsächlich schon ausgestorben und gehören nur noch in das Reich der Fabel? Sollte es Jhnen, Herr Prälat, bei uns nicht gefallen, so schütten Sie ganz ruhig den Michalkowiker Staub von Ihren Schuhen, wir weinen Jhnen bestimmt keine Träne nach.

Richard Beldzig.

Apothekendienst. Sonntagsdienst: Barbara-Apothek, Bochentag-Nachdienst: Berg- und Hütten-Apothek.

Vergessene Wohlfahrtseinrichtungen. Es ist nicht immer ganz richtig, das Sparbüchlein auf alle nur möglichen Kleinigkeiten auszuhebeln, wie dies beispielsweise auch in der Laurahütte geschieht. Bekanntlich soll vor heißen Arbeitsstellen an die Belegschaft schwarzer Kaffee geliefert werden, damit die Leute nicht immer das manchmal schädliche Wasser genießen. Seit letzter Zeit fällt in einzelnen Betrieben diese Vergünstigung fort. Auch in der Belieferung mit Selter scheint man auf die Arbeiterschaft immer weniger Rücksicht zu nehmen. Dies wird mit dem Fehlen von Selterflaschen begründet. Es ist aber festzustellen worden, daß besagte Selterflaschen sich listweise in den Wohnungen verschiedener Beamten befinden, welche natürlich auch lieber für die Flasche Selter 5 Groschen bezahlen, statt Privat für 20 Groschen einzukaufen. So wie es sich um den Geldbeutel handelt, fällt natürlich jede Rücksicht gegen den lieben Mitmenschen hinweg.

Erweiterung des Lichtnetzes. Die Verstärkung der Straßenbeleuchtung im nördlichen Teil von Siemianowik, sowie zahlreiche neue Lichtanschlüsse in Grundstücken, hatte die Neulegung von zwei Leitungskabeln erforderlich gemacht. Auch mußte das Transformatorhäuschen am Schloßpark um 4 Meter erweitert werden. Das erweiterte Netz dürfte auch für die Beleuchtung der geplanten neuen Kolonie am katholischen Friedhof ausreichen.

Michalkowik. (Vor Beendigung des Schulneubaus). Langsam, aber sicher hat die Gemeinde den Schulneubau und zwar nach 3jähriger Bautätigkeit beendet. Der Gemeindevorsteher baute Magerweise nur dann, wenn die verpachtete Subvention von der Wojewodschaft einlief, welche sehr langsam, tropfenweise gewährt wurde. Jedenfalls ist der Bau fertig und die so oft verschobene Einweihung durch den Wojewoden Grązyski, kann nun endgültig erfolgen. Die Schule ist um

8 Klassen erweitert. Unterhalb des Erdgeschosses befindet sich die Badeanstalt, der Turnsaal, und die Zentralheizung, welche 27 000 Zloty kostet. Ein geräumiges Konferenzzimmer und ein Zeichenaal nehmen den hinteren Raum des Gebäudes ein. Für die Lehrerschaft und den Schüldieners sind 4 Wohnungen geschaffen. Die Anschaffung der Bänke kostet 25 000 Zloty. Der ganze Anbau selbst war mit 250 000 Zloty veranschlagt, erforderte aber 350 000 Zloty, von denen die Wojewodschaft 150 000 Zloty übernahm! Eine geplante 60 000 Zloty hohe kurzfristige Anleihe, wurde auf 40 000 Zloty reduziert, eine Maßnahme der Wojewodschaft, welche unverständlich sein dürfte; dient doch die Schule Kulturzwecken. Nach Fertigstellung des genauerten Zaunes, dürfte die Schule bezugsfertig sein. Die Auflösung der kleinen Schule an der Kirchstraße dürfte jedoch vor den Ferien nicht erfolgen.

Plek und Umgebung

Urbanowik. (Heftiger Zusammenprall zwischen Auto und Radler.) Auf der Pleßer Chaussee kam es zwischen einem Personenauto und dem Radler Johann Wojcik zu einem wichtigen Zusammenprall. Der Radler kam zu Fall und erlitt erhebliche Kopfverletzungen. Es erfolgte keine Ueberführung in das Pleßer Spital. Nach den inzwischen eingeleiteten polizeilichen Feststellungen soll der Verunglückte selbst die Schuld an dem Unfall tragen, welcher ein zu schnelles Fahrttempo einschlug.

Rybnik und Umgebung

Zeitweise Einstellung von Gruben. Die Halbenbestände im Rybniker Kohlenrevier häufen sich derart bedenklich, daß die einzelnen Schachtanlagen mit dem Gedanken umgehen, die Betriebe zeitweise ganz einzustellen, um zuallererst die Halbenbestände wegzufüllen. Durch diese Maßnahme soll der Selbstentzündung der Halbenbestände vorgebeugt werden.

Loslau. (Unglücksfall.) Auf der Chaussee nach Zielz fiel der Fuhrmann Konrad Krzyżewski aus Loslau infolge Unachtsamkeit von der Fuhrte und geriet unter die Räder, wobei er schwere Verletzungen erlitt. Der Verletzte wurde ins Kreislazarett nach Loslau transportiert.

Sport am Sonntag

Der kommende Sonntag bringt keine großen sportlichen Ereignisse. Außer den Ligaspielen und den Meisterschaftstreffen der Klasse A Gruppe 1, herrscht an diesem Sonntag in allen anderen Sportzweigen kein Betrieb von größerer Bedeutung.

Um die oberbesessische Fußballmeisterschaft.

Sämtliche Spiele beginnen um 1/2 Uhr nachmittags und steigen auf dem Platz des erstgenannten Vereins. Vorher spielen die Reserve- und Jugendmannschaften genannter Vereine.

A. S. Domb — Gatoch Bielitz.

Die Bielitzer Gatoch, welche das Tabellenende ziert, wird wohl, ohne es zu wollen, zumal noch in Domb spielend, die so kostbaren Punkte den Dombnern abgeben müssen.

Naprzod Lipine — 07 Laurahütte.

Nach der am Feiertag gegen 06 erlittenen 1:4-Niederlage, wird sich Naprzod zusammennehmen müssen, um von den sich in guter Form befindenden Laurahütern auch eine Ueberraschung zu erleben. Jedenfalls verspricht dieses Treffen interessant zu werden.

06 Jalenze — Pogon Rattowik.

Die Pogonmannschaft bedarf einer Umstellung und Auffrischung durch junges Blut, um wieder Siege zu erzielen. Um gegen die sich in blühender Form befindenden 06er gut abzuspielen, wird Pogon schwer zu kämpfen haben, um keine große Niederlage zu erleiden.

Slonsk Schwientochlowik — Kolejown Rattowik.

Slonsk scheint nach den letzten Spielen zu urteilen, in seiner Form stark zurückgegangen zu sein und wird kämpfen müssen, um nicht auf eigenen Platz von den guten Eisenbahnern eine Niederlage hinzunehmen. In diesem Spiel wird der größere Ehrgeiz einer Mannschaft siegen.

B. A. S. B. Bielitz — Amatorski Königshütte.

Die Königshütter Amateure sind zum fälligen Meisterschaftsspiel beim B. A. S. B. Bielitz zu Gast und dürften, wenn auch erst nach schwerem Kampf mit einem Siege heimkehren. Daß die Bielitzer, zumal auf eigenem Platz spielend kein zu unterschätzender Gegner sind, beweisen sie erst am vergangenen Feiertag, indem sie Slonsk 2:0 schlugen.

Nach Siemianowik — Wisla Krakau.

Wohl zum schwersten Spiel fährt unser Ligavertreter auch am Sonntag nach Krakau. Auch befindet sich in guter Form, die Wisla vielleicht noch in besserer, so daß auch schwer zu kämpfen haben wird, um ehrenvoll abzuschneiden oder eventuell zu siegen, denn das wird einem oberbesessischen Verein in Krakau sehr schwer gemacht.

„Nicht wir, — aber Großmutter. Ja, wahrhaftig! Sieh doch, das Shaw-Monument, Mutter. Aus den ganzen Vereinigten Staaten kommen die Leute, um es zu sehen. Jene Neger sind tot und nur aus Bronze. Deshalb find sie vor euch sicher und von euch geachtet, aber als sie noch lebende Neger waren und Oberst Shaw mit ihnen die Beacon Street heruntermarschirte, da schlossen die Mitglieder des Somerset Clubs vor ihnen die Fensterläden zu. Wir aber werden einen Friedensklub gründen oder etwas Aehnliches, und in fünfzig Jahren werden wir der höchste Stolz der Stadt sein, und im Foyer wird ein Reliqu von Großmutter hängen, und die Familie wird sich aufblasen wie noch nie!“ (Fortsetzung folgt.)

„Ich bin nur ehrlich, Mutter. Du weißt ganz gut, was Putnam bedeutet. Aber du wirst dich ein für allemal damit abfin-

G. Ad. Uthmann

„Werst Holz in die Flamme, daß weithin es leuchtet, wir schüren das heilige Feuer!“ Derjenige, der so, und in vielen anderen Liedern ähnlich singen konnte, der wußte, was er wollte, und — der mußte mit zu deren gehören, die dieses heilige Feuer schüren. Jedoch Uthmann war mehr; Uthmann gehörte zu denjenigen, die die Brandfackel geschleudert haben in eine morsche, faulige und altersschwache Weltordnung.

Wohl keinen zweiten Komponisten kennen die Arbeiter-Sänger so gut, wie ihren Uthmann und kaum ein anderer war mit dem Seelenleben u. den Leiden des Arbeiters so verbunden, wie dieser Uthmann. Der arbeitenden Klasse hat Uthmann seine Lieder und somit sein Lebenswerk gewidmet; etwa 400 Lieder und andere Kompositionen sind es, die nach seinem Tode am 22. Juni 1920 hinterlassen wurden zum Gebrauch des Arbeiters. Es finden sich darunter Volkslieder, jedoch der größere Teil dreht sich um die Not der schaffenden Klasse; ist eine Aufruf gegen die bestehende Weltordnung; ist eine Aufforderung zum Kampf um ein besseres Dasein; fordert die Abwehr vom Kriege; jagt noch weiter besingt ein anderer Teil den kommenden Sieg.

Wo findet sich ein anderer Komponist, der solche Waffen für das Proletariat geschmiedet? Ein Teil der „neuezeitlichen“ Größen auf dem Gebiete der Komposition lehnt es (auch wenn er darum ersucht wird) grundsätzlich ab, auch nur eine Kleinigkeit für den Arbeiter zu schaffen. (Wo bleibt hierbei die Konsequenz der Arbeiter? Sie sitzen in bürgerlichen Vereinen und singen Lieder von Gott, Heimat, Vaterland und Nationalgefühl!?)

Hören wir, warum gerade Uthmann so viel und so großes dem Arbeiter geschenkt hat.

Sein Elternhaus und Lebenslauf:

Der Vater war städtischer Unterbeamter, die Mutter erblindet; mehrere Geschwister. Mit 15 Jahren verlor er den Vater; die Absicht, Lehrer zu werden, mußte wegen Mangels an Mittel aufgegeben werden; er erlernte das Färbereihandwerk. Später wurde er Angestellter der Druckereikasse. Mit 24 Jahren übernahm Uthmann die Leitung des Arbeitergesangvereins „Sängerkreis“ in Barmen. Damit kam er in die sozialistische Bewegung.

Vielleicht hat das Schicksal hier etwas mitgeholfen, denn es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß unserem Uthmann die echte Not den Weg gewiesen hat, den er, aus innerem Drang heraus, gehen mußte. Er erkannte ganz klar, daß dem Arbeitergefangen und somit der Arbeiterkultur, die grundlegende Tendenz, die eigentliche Berechtigung fehlt. Uthmann stellte sich nun seine Lebensaufgabe, diese Lücke zu füllen; wie er es fertig gebracht hat, darüber einige Zitate von Fachmännern:

Franz Bothe: „Uthmann ist nun einmal der Arbeiterkomponist par excellence; er versteht es, wie kein zweiter, für freiheitliche Werte die geeigneten Töne zu finden.“ (Arbeiter-Sängerzeitung v. April 1912.)

Karl Berner: „Was seine Gesänge uns künstlerisch wertvoll macht, ist die Goldader des Empfindens aus dem werktätigen Volke heraus. Wie Uthmann empfand, empfanden tausende, ja hunderttausende von Arbeitern. Sie alle erkannten in Uthmanns Liedern ihr eigenes Empfinden, ihr Hoffen und ihre Sehnsucht.“ (Arbeiter-Sängerzeitung vom Juli 1920.)

H. Heid (nach Anhören des Uthmann-Chores „Festgesang“): „Solch einen Gesang hatte ich noch nicht vernommen! Es war kein Volkslied, keine Liedertafel, aber auch kein Kunstlied! Es paßte überhaupt nicht in die Gruppierung der damaligen Männerchorliteratur. In der äußeren Schlichtheit Form eines Marschliedes war hier eine neue Art des Chorliedes geschaffen, dessen Inhalt der Kampf um die Ideale der gesamten Arbeiterklasse bildete.“

„Eigentlich vermag nur der Arbeiter-Sänger den Wert der Uthmannschen Chöre zu schätzen.“

„Was Uthmann schrieb, war aus innerem Trieb, Überzeugung und Liebe zur Sache des Volkes hervorgegangen.“

„Die Not, die legt es ihm in die Brust, nun sang er, wie er mußte; und wie er mußte so kommt er's, das merkt ich ganz besonders.“ (Arbeiter-Sängerzeitung vom Sept. 1920.)

Uthmann war gestorben, aber sein Geist lebte bei den Arbeiter-Sängern mehr, denn je; nicht trauern, sondern heiliger Wille besetzte sie am Grabe. Dies zeugt eine kleine Auswahl aus den Kranzschleifen-Inschriften:

... uns aber bleibt die kühne Tat,
Heil'ges Vermächtnis sei sie allen... (Gau Rheinland.)

... lehre dort allen die Harmonie,
Einer von allen Mischönen bloßen,
Keinen und schönen, freien und großen
Herrlichen Menschheits-Sinfonie. (Volkschor Solingen.)

Tot ist dein Leib,
Doch ewig lebt der Geist der Arbeit, der nach Freiheit strebt.
Der Freiheit Hauch erstarrt zur Sturmesnacht,
Er bläse deine Stirn in dunkler Nacht. (Arbeiter-Sängerkartell Düsseldorf.)

Nicht überall erschalle das Lob und die Anerkennung für Uthmann. Er wurde geschmäht und nach allen Regeln der bürgerlichen Kunst mit Dreck beworfen; Bleischreiber — Dilettant — waren dabei noch die gelindesten „Kosenamen“, die die „ausereifrigen“ Klasse für Uthmann übrig hatte. Warum? — Wer an den Grundfesten der „von Gott gewollten“ Welt- und Gesellschaftsordnung zu rütteln wagt (und sei es nur im Lied), der hat sich selbst „vogelfrei“ gemacht! — Wer der Arbeiterklasse helfen will und sie noch dazu zum Kampf auftritt, der mag mit ihr verkommen! — Nach diesem Grundsatz verfuhr man damals und tut es auch heute noch, dort — wo man die Nacht besigt.

Hätte Uthmann ausschließlich kitschige Volksliedmelodien geschaffen, hätte er Heimat und Vaterland besungen und den Kampf zwischen den Nationen verherrlicht, man hätte sich mit ihm ausgesöhnt, obwohl er ein „Dilettant“ war; jedoch wäre

heute, nach 10 Jahren, überhaupt nichts mehr von ihm vorhanden.

Die Arbeiterschaft aber, mit der er gelitten, mit der er gekämpft und der er eine neue Welt erschlossen, wird diesem Dilettanten gern ein dauerndes Andenken bewahren. Sie weiß das Vermächtnis eines Uthmann zu würdigen. „Und das ist das große, herrliche auf der Welt: Das Banner kann stehen, wenn der Mann auch fällt!“, so hat uns Uthmann vorgelesen und wir werden es verstehen, dieses Banner dauernd hochzuhalten; der Einzelne mag abfallen, jedoch die Idee wird hochgehalten werden. Uthmanns Melodien waren nicht geschaffen, damit die einzelnen Vereine einen frischen-fröhlichen Sängerkrieg vom Saune brechen und sich gegenseitig zeigen, wer wohl am besten singen könne, um sich zum Schluß womöglich gegenseitig zu prüfeln. — Nein, Uthmanns Kampfschöre wollten einen anderen Kampf, sie wollten die Massen vereinen zu einem schöneren Ziel. „Von Pol zu Pol wird Freiheitsodem rauschen, und Menschen werden wieder Menschen sein!“, „Fest wie ein Felsen im wilden Meer steht dann der Arbeit gewalt'ges Heer“. Klingt dies alles etwa nach kleinlichem Geiste, oder ist das Dilettantismus?

Was macht es aus, wenn bei dieser großen Arbeit, die Uthmann geschaffen, das eine oder andere, nicht mehr gelungen wird? Vielleicht war dies nur für den Anfang geschrieben. Es sind hiermit die Chöre gemeint, die weiter nichts als Anklagen aufweisen. Heute ist es nicht mehr an der Zeit, ewig anzuklagen; heute muß gekämpft werden und dazu sind die Kampflieder von Uthmann, wie wenn sie erst gestern geschaffen wären.

Die Unterdrückung des Proletariats ist noch vorhanden; Not und Elend sind auch heute noch die Begleiter des proletarischen Lebens. Die Sehnsucht nach der Befreiung von allen „Segnungen“ der kapitalistischen Gegenwart ist stärker denn je.

Rüfset zur Uthmann-Gedenkfeier!

Überall, wo die Arbeiter-Sänger die Lieder von Uthmann singen, werden sie sich in diesem Jahre aufrufen und einen Tag lang dessen gedenken, der ihnen mit seinen Kampfliedern grundlegende Werte geschenkt hat. Uthmann ging am 22. Juni 1920 in das Reich der ewigen Harmonie ein, seine Lieder sind lebendig geblieben. Was er geschaffen, darüber haben wir an einer anderen Stelle ausführlich berichtet.

In Barmen, dem Ort, wo Uthmann gelebt und gestorben ist, wird am 21. und 22. Juni d. Js. eine groß angelegte Feier des „Deutschen Arbeiter-Sängerbundes“ zum Gedenken Uthmanns abgehalten. Die Mitwirkung zu dieser Feier haben über 10 000 Arbeiter-Sänger aus Deutschland angemeldet. Diejenigen, die wegen der Reisekosten, nicht nach Barmen fahren können, veranstalten örtliche Uthmann-Gedenkfeiern. Auch die Bruderorganisationen in der Internationale der Arbeiter-Sänger veranstalten Gedenkfeiern.

Der Arbeitergesangverein „Freiheit“, Siemianowitz, beabsichtigt ein Konzert am 18. Juli, in der Form einer Gedenkfeier für Uthmann zu veranstalten. Da der Bund nicht in der Lage ist, eine eigene Feier im gleichen Sinne zu veranstalten, so macht er den einzelnen Vereinen den Vorschlag, sich geschlossen am Konzert in Siemianowitz zu beteiligen und erwartet, daß sich jeder Verein moralisch zur Mitwirkung verpflichtet fühlt.

Das Konzert soll durch Massenchöre bestritten werden. Es kommen hierzu die beiden Uthmannchöre „Sangesfreunde“ und „Weltenfriede“, außerdem aus der roten Choransammlung die Nummern 2, 16, 19, 28, 142, 143, 149, 150 und 276 in Frage. Die Vereine werden gebeten, diese Lieder zu wiederholen.

Die Gruppe Bismarckhütte und Laurahütte wird mit drei Liedern im Gruppenchor aufwarten. Außer dem musikalischen Teil wird ein kurzer Vortrag über Uthmann und die Arbeiterkultur gehalten werden. Anfang, nachmittags 3 Uhr, im Biehofpark in Siemianowitz.

Sangesgeschwestern, Sangesbrüder, Genossinnen und Genossen, sorgt für einen Massenbesuch! Freundschaft!

Die Bundesleitung.

Freundschaft!

Freundschaft! — Ich biete dir meine Freundschaft an! — so lautet unser Gruß, wenn wir uns unterwegs treffen, oder, wenn wir zu Versammlungen oder sonstigen Angelegenheiten zusammenkommen. Welch schönes Wort! Welch schöner Gruß! Gibt es noch einen besseren? Freundschaft! — so könt es zurück. Ich nehme deine Freundschaft und sehe die meinige dagegen, so antwortet der Gegenseite.

Derjenige Genosse, oder die Genossin, die diesen schönen Gruß zum ersten Male gebraucht, haben unserer Kulturbewegung etwas wirklich großes geschenkt. Wir haben diesen schönen Gruß sofort übernommen und haben dabei keinen schlechten Griff gemacht, denn unter einem sehr großen Teil unserer Mitglieder, ist diese immer wieder veräußerte Freundschaft zur wirklichen Tatsache geworden.

Leider aber (nun wie so oft im Leben) ist die volle Bedeutung der Freundschaft noch nicht ganz von allen erfasst. Raum möchte man es für möglich halten, und doch ist es so.

Vor mir liegt ein Bericht von einer Monatsversammlung; den Inhalt dieses Berichtes will ich wiedergeben, weil er die unechte Freundschaft klar zeigt.

Mit dem Gruße: Freundschaft!, wird die Sitzung eröffnet. Die Tagesordnung wird gelesen und schon hierbei zeigt es sich, daß dem einen dies und jenes nicht gefällt. Ein anderer ergreift seinen Hut und verschwindet, dabei die Tür, vor lauter Freundschaft, mit aller Wucht ins Schloß werfend. Die Sitzung geht weiter, aber auch die Stimmung wird, wenigstens unter einem Teil der Anwesenden, immer aufgeregter. Warte, dir werde ich zeigen, so denkt der eine; ich dir ebenfalls, der zweite und so jagt ein Contra das andere, bis die Wägen schwelmen und der eine blau und der andere rot wird und von irgendwo mit Donnerstimmung: Schluß! gerufen wird. Endlich wird die Versammlung wieder mit: Freundschaft! geschlossen.

Nun erheben die Sangesgeschwestern eine in ihrer Mitte, die ein schönes, neues Lied an hat. Sofort tritt die „Freundschaft“ in ihre Rechte. Ein Teil der Sangesgeschwestern will nun



G. Ad. Uthmann

geb. am 29. Juni 1867 — gest. am 22. Juni 1920.

Das Lied soll helfen, die Front der Arbeiter zu schließen, über die Landesgrenzen hinaus, zum internationalen Kampfe. Uthmanns Lieder sind Werkzeuge im Kampf um den Sozialismus. Uthmanns aufrüttelnde Mahnung „Erwache, Volk, erwache!“, ist dazu da, daß sie gehört wird. Sie findet ihre Erweiterung im Chor der Internationale: „Macht auf, Verdammte dieser Erde! ... Völker hört die Signale, auf zum letzten Gefecht! Die Internationale erkämpft das Menschenrecht.“

nicht früher zur Probe kommen, bis sie ein noch viel schöneres Kleid besitzen!

Auf der Straße nimmt die Sitzung ihren Fortgang mit Tanz und Streit. Der Bericht schließt jetzt, aber der Sänger, der mit dies geschrieben, schreibt weiter: „Brüder und Schwestern nennen sich jene Kampfschäre, den Gruß: Freundschaft! haben sie, nur denken sie darüber nicht nach! Wo bleibt die Verzeihung?“

„Wir, der Samen einer großen Idee, müssen mit guten Beispielen vorangehen, denn wir wollen dem Arbeiter eine neue, eine bessere Kultur bringen!“

Wenn ich auch weiß, daß der Sangesbruder etwas übertrieben hat, so bin ich ihm doch im Namen aller vorwärtstrebenden Sängern und Sänger sehr dankbar und bringe auch solche Angelegenheiten zur Kenntnis, damit sie als abschreckendes Beispiel wirken. Wer die Kultur will, darf die Zügellosigkeit in den eigenen Reihen nicht beschönigen, sondern aufs ärgste verurteilen, denn nur auf diese Art kann es vorwärtsgen.

Schwester und Bruder, symbolisiert die Familienzusammengehörigkeit und eine richtige Freundschaft kann niemals in Feindschaft ausarten; vielleicht denken einmal jene, die so gern den Kampf in eigenen Reihen haben, darüber nach!

Rebus.

Arbeiter-Sänger und geistliche Musik

Von Emil Driesen.

Die Arbeiter-Sänger-Bewegung hat sich in den letzten Jahren künstlerisch derart entwickelt, daß sehr viele Vereine — insbesondere die strebsamen und tüchtigen — mit dem zur Verfügung stehenden Aufführungsmaterial zu Ende sind. Bislang hatte man immer Volkslieder-Abende und Tendenz-Konzerte veranstaltet, diese Aufführungen Jahr um Jahr wiederholt, neue Lieder zu den alten studiert, Altes nach Jahren wieder aufgeführt und schließlich — in ungekehrter Reihenfolge — wieder von vorn angefangen. Daß diese Praxis Stillstand bedeuten muß, und daß dieser Stillstand einem Rückschritt gleichkommt, liegt auf der Hand! (Wenn manche größere Vereine Beethovens „Neunte Sinfonie“, Handels „Johann und Schwanen“, Telemanns „Tageszeiten“ oder Mozart-Kantaten, nach jeder Hinsicht neutrale Chorwerke, aufgeführt haben, so widersprechen diese Aussagen nicht der Regel!)

Der deutsche Arbeiter-Sängerbund ist schon seit einigen Jahren bemüht, mit Hilfe namhafter Schriftsteller und Komponisten eine neue Literatur, das proletarische Chorwerk, zu schaffen, damit die ihm angeschlossenen Vereine geeignetes Material für größere Konzerte und Feste der Arbeiterschaft in die Hand bekommen. Damit ist unverkennbar ein Schritt nach vorwärts getan; es bleibt aber trotzdem zu bedenken, daß Jahre vergehen werden, bis dieses in den Anfängen stehende Unternehmen künstlerisch wertvolle Werke in genügender Zahl erworben hat. (Auch braucht der neuartige Stil einer Tendenzkonzerte Jahre, um sich zu entwickeln und zu reifen.) Es wäre also viel Zeit nutzlos veran, sähen sich nicht verantwortungsbewußte Dirigenten und Vereinsleiter nach anderem Aufführungsmaterial um.

Das 17. Jahrhundert hat in Handel und Bach zwei Musikerpersönlichkeiten hervorgebracht, die eine Umgestaltung und Erneuerung der Musik in riesenhaften Ausmaßen in die Wege geleitet haben. Diese beiden Giganten der Renaissance haben in besonderer Weise die Kunstform des Oratoriums gepflegt und auf diesem Gebiete unsterbliche Werke hinterlassen. Es sei in diesem Zusammenhang nur an den „Messias“ von Händel und an die „Hohe Messe“ von Bach erinnert, ohne der vielen anderen geistlichen Werke (namentlich Handels) zu gedenken. Auch das 18. Jahrhundert schenkte der Welt in Haydn, Mozart und Beethoven Komponisten einer neuen Kulturpoche, die den Stil des Oratoriums weiter kultivierten und an unsterbliche Standardwerken — unter vielen anderen — die „Jahreszeiten“ und „Schöpfung“ (Haydn), das „Requiem“ (Mozart) und die „Missa solennis“ (Beethoven) schufen.

Alle diese Werke enthalten höchstens künstlerisches Musikkunstgut, sind also für unsere leistungsfähigen gemischten Chöre wie geschaffen. Und doch finden sich nur wenige Vereine, die den Mut haben, an eine Oratoriums-Aufführung heranzugehen. Innere Widerstände, die mit der politischen Weltanschauung des Arbeiters zusammenhängen, wirken sich hier in der Ablehnung einer geistlichen oder religiösen Kunst aus. Daß diese ablehnende Stellungnahme zum Teil unberechtigt ist, erhellt zum einen aus der musikalischen

geschichtlichen Entstehung und Entwicklung des Oratoriums, zum anderen liegt sie in dem gehaltvollen inneren Wert der Musik dieser Werke begründet.

Das Oratorium hat seinen Namen aller Wahrscheinlichkeit nach von den Oratorianern, einer Bruderschaft des heiligen Philippe Neri, die dieser Kunstgattung besonders pflegte. Entstanden ist es aus den geistlichen Schauspielen Italiens, die — ähnlich den Mystereen — in der Mitte des 14. Jahrhunderts viel aufgeführt wurden. Das Oratorium sollte zu seiner Zeit gewiß vornehmlich dem kirchlich-praktischen Zweck, der religiösen Erhebung und Erbauung, dienen. Seine großen deutschen Erneuerer und Vollender erstrebten damit aber — darüber hinaus — die Schöpfung einer Kunstgattung, in der das musikalische Element vorherrschte. Wie also im 16. Jahrhundert eine Renaissance der weltlichen Musik, die sich leider nur auf den Sologesang und die Instrumentalmusik erstrecken konnten, einsetzte, so begann fast zur selben Zeit die oben in kurzen Strichen skizzierte Erneuerung einer in Klöstern und Katechismen gepflegten, durch unsere großen Musiker zu höchster Blüte gelangenden geistlichen Musik. Der Jahrhunderte überdauernde Wert dieser Musik ist so groß, daß er das, was für unsere Arbeiterfänger immer so anstößig ist, nämlich den kirchlichen deutschen oder für die meisten unverständlichen lateinischen Text (der ja den Komponisten jener Kulturepochen auch nur Mittel zum Zweck war, eben weil sich zu jener Zeit gerade die Oratorien einer besonderen Musikkategorie erfreuten) vergesen macht und ihm völlig seine Bedeutung raubt. Wie sehr dieser Text nur Klischee war, beweist folgendes effikante Beispiel: „Joh. Seb. Bach, Protestant und Thomaskantor, komponiert in seiner „Hohen Messe“ den für den katholischen Kult vorgeschriebenen Text, der in der Übersetzung lautet: „Und ich glaube an eine heilige, katholische und apostolische Kirche“, ohne daß er oder seine protestantischen Glaubensgenossen auch nur im geringsten daran Anstoß nehmen. Künstlerische und kulturhistorische Gesichtspunkte gehen also auch diesem einzigartigen Menschen und Künstler vor persönlichen Meinungen und Einstellungen. (Daß die „Hohe Messe“ mit diesem aus protestantischem Munde zumindest eigenartig klingenden Glaubensbekenntnis noch heute in vielen protestantischen Kirchen gesungen wird, sei nebenbei erwähnt!)

Der klassenbewußte Arbeiterfänger mag daher Worte wie „Gott“ und „heilig“ als kulturhistorische Begriffe werten! Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, werden dann auch Verse wie:

„Uns leite Deine Hand, o Gott,
Verleihe uns Stütze und Mut.
Dann siegen wir, dann gehen wir ein
In Deines Reiches Herrlichkeit!“ „Amen!“
(Schluß der „Jahreszeiten“)

oder:

„Des Fernen Ruhm bleibt in Ewigkeit.
Singt dem Herrn alle Stimmen!“ „Amen!“
(Schluß der „Schöpfung“)

all ihre Schreden verlieren!

Dem aufgeklärten, offenen Auges durch die Welt gehenden Menschen obliegt die verständnisvolle Wertung dieser Dinge. Edelstes Musikgut, das dem Volke reiflos erschlossen zu werden verdient, wird Anteilnahme und Beschäftigung mit ihm in reichstem Maße lohnen!

Ausscheiden Georg Bernhards aus dem Ullsteinverlag

Berlin. Nach einer Mitteilung des Verlages Ullstein wird der Chefredakteur der Vossischen Zeitung, Professor Georg Bernhard, auf Grund eines freundschaftlichen Uebereinkommens mit dem Verlag zum Schluß des Jahres aus seiner Stellung ausscheiden und als geschäftsführendes Präsidialmitglied in den Verband Deutscher Waren- und Kaufhäuser eintreten.

Was der Rundfunk bringt.

Kattowitz — Welle 408,7

Sonntag, 11: Übertragung des Gottesdienstes. 12.05: Mittagskonzert. 15.10: Vorträge. 15.50: Volkstümliches Konzert. 17.05: Vorträge. 17.25: Unterhaltungskonzert. 18.35: Aus Warschau. 20: Abendkonzert. 21: Literarische Stunde. 21.15: Volkstümliches Konzert. 22.25: Abendkonzert. 23: Tanzmusik.

Montag, 12.05: Mittagskonzert. 16.20: Schallplatten. 17.35: Vorträge. 18.30: Aus Warschau. 19.30: Vorträge. 20.30: Internationales Konzert. 22.25: Abendkonzert. 23: Englische Plauderei.

Warschau — Welle 1411,8

Sonntag, 10.15: Übertragung des Gottesdienstes. 12.40: Mittagskonzert. 15.30: Vorträge. 17.25: Volkstümliches Konzert. 18.35: Vorträge. 19.50: Schallplatten. 20: Klavierkonzert. 21: Literarische Stunde. 21.15: Abendkonzert. 23: Tanzmusik.

Montag, 12.10: Mittagskonzert. 15.15: Stunde für die Kinder. 16.45: Schallplatten. 17.35: Französische Stunde. 18: Unterhaltungskonzert. 18.30: Vorträge. 20.30: Internationales Konzert. 23: Tanzmusik.

Gleiwitz Welle 253.

Breslau Welle 325.

Allgemeine Tageseinteilung.

11.15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12.20—12.55: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten. *) 12.55 bis 13.06: Neuer Zeitzeichen. 13.06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13.30: Zeitanzeige, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13.45—14.35: Konzert für Versuche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung. *) 15.20—15.35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten (außer Sonntags). 17.00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonntags und Sonntags). 19.20: Wetterbericht. 22.00: Zeitanzeige, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung *) und Sportfunk. 22.30—24.00: Tanzmusik (ein bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesienschen Funkstunde A-G.

Sonntag, den 22. Juni. 8.45: Glockengeläut der Christuskirche. 9: Morgenkonzert auf Schallplatten. 11: Evangelische Morgenfeier. 12: Konzert. 14: Die Mittagsberichte. 14.10: Rückblick. 14.20: Philatelie: Anselm Kahl: „Die Deutsche Reichspost und ihre Rundfunk“. 14.40: Schachfunk. 15: Stunde des Landwirts. 15.25: Kinderstunde. 15.50: Unterhaltungskonzert. 16—16.20: Endspiel um die Frauenhandballmeisterschaft der Dt. Turnerschaft. 17.20: Aus Gleiwitz: Stunde der Frau. 17.45: Deutschland als Mittelpunkt des Weltfunks. 18.10: Wettervorhersage für den nächsten Tag. 18.10: Aus Gleiwitz: Violinkonzert. 18.40: Pädagogik. 19.05: Märche. 19.40: Günther Birkenfeld liest aus eigenen Werken. 20.15: Übertragung a. d. Lobetheater Breslau: Saisonverkauf 1930. 22.30: Die Abendberichte. 23—0.30: Unterhaltungs- und Tanzmusik.

Montag, den 23. Juni. 9.05: Schulfunk: Aus Gleiwitz: Wir unteruchen eine Lebensgemeinschaft. 16: Berufsfragen. 16.30: Von der Deutschen Welle, Berlin: Unterhaltungskonzert. 17.30: Musikfunk für Kinder. 18.40: Aus Gleiwitz: Stunde des Landwirts. 19.05: Wettervorhersage für den nächsten Tag. 19.05: Abendmusik (Schallplatten). 19.35: Hans Bredow-Schule: Biologie. 20: Übertragung aus dem großen Saal des Breslauer Konzerthauses: Konzert des Berliner Liederkreis-Chores. 21: Aus Gleiwitz: Sonnenwende. 22.10: Die Abendberichte. 22.35: Funktechnischer Briefkasten.

Verjammlungsstaleuder

Bergbauindustriearbeiterverjammlungen am Sonntag, den 22. Juni 1930:

Ruda, vorm. 9 Uhr Vorstandssitzung, um 10 Uhr Mitgliederversammlung, Lokal Puffal, Ref. Kam. Nietzsch.
Lipiny, vorm. 10 Uhr, Lokal Machon, Ref. zur Stelle.
Anhalt, nachm. 2 Uhr, im bekannten Lokale, Ref. Kam. Herrmann.
Myslowitz, vorm. 10 Uhr, Lokal Chelinski, Ref. Herrmann.

Die Sonnenwendfeier

der Naturfreunde findet am 21. und 22. Juni im Jamnatal statt. Mitwirkende sind außer den eigenen Veranstaltungen die Königshütter Arbeiterjugend, sowie die Arbeitergesangsvereine. Sammeln der Ortsgruppen am Sonnabend, den 21. Juni, um 1/10 Uhr abends, bei Schwertfeger. Beginn der Feier um 12 Uhr nachts.

Für Schlafgelegenheit ist gesorgt. Nachzügler und Gäste können zur Nachfeier noch am Sonntag früh eintreffen. Sammelplatz Försterhaus.

Arbeiter-Sängerbund.

Die Sonnenwendfeier der Touristen findet am 21. und 22. Juni im Jamna-Tal statt. Treffpunkt: Försterhaus an der Mühle. Unsere Arbeiterlängerinnen und Sänger werden ersucht, durch Gesang zur Verschönerung der Feier beizutragen und am Sonntag, den 22. Juni, vormittags, recht zahlreich vertreten sein. Notenbücher mitbringen. Bundesdirigent erscheint. Mit Freundschaft! Die Bundesleitung.

Wochenplan der D. S. J. P. Kattowitz.

Sonnabend, den 21. Juni, Sonnenwendfeier im Jamnatal. Treffpunkt abends 7 Uhr im Zentralhotel, Zimmer 15.
Sonntag: Fahrt nach Jamnatal.
Montag: Singabend.
Dienstag: Volkstanzabend.
Donnerstag: Unterhaltungsabend.
Freitag: Volkstanzabend.
Sonnabend: Vorstandssitzung.
Sonntag: Fahrt nach Anhalt.

Wochenprogramm der D. S. J. P. Königshütte.

Sonnabend, den 21. Juni: Sonnenwendfeier im Jamnatal. Sonntag, den 22. Juni: Aufenthalt in Jamnatal.

Kattowitz. (Kinderfreunde.) Am Mittwoch, den 25. Juni, abends 7 Uhr, findet im Saale des Zentralhotels eine Verjammlung statt, in welcher die Fahrt ins Zeltlager Lübeck behandelt wird. Alle Eltern, auch der Kinder, die aus Laurschütte fahren, sowie Parteigenossen und Genossinnen usw. sind herzlich eingeladen.

Kattowitz. (D. M. B.) Am Sonnabend, den 21. Juni, nachmittags 6 Uhr, findet im Zentralhotel (Saal) Kattowitz eine Mitgliederversammlung statt. Tagesordnung wird in der Verjammlung bekannt gegeben. Vollständiges und pünktliches Erscheinen aller Mitglieder ist Pflicht.

Kattowitz. (Arb. Sch.-B.) Sonntag, den 22. d. Mts., findet bei schönem Wetter ein Familienausflug nach Ochojok statt. Die Teilnehmer sammeln sich im Zentralhotel. Abmarsch um 1 Uhr mittags. Schachfreunde sind herzlich eingeladen.

Bismarckhütte. (D. S. A. P. und „Arbeiterwohlfahrt“.) Am Sonntag, den 22. Juni, vormittags 10 Uhr, findet bei Brzezina die fällige Mitgliederversammlung statt. Referent: Genosse Kaiwa. Vollständiges Erscheinen aller Genossinnen, Genossen und Gewerkschaftscollegen ist dringend erwünscht.

Königshütte. (Ortsausschuß des A. D. G. B.) Am 22. Juni, nachmittags 3 1/2 Uhr, findet endgültig die abgehaltene Generalversammlung des Ortsausschusses im Volkshaus statt. Erscheinen der alten, wie neuen Delegierten unbedingt erforderlich. Im Behinderungsfall ist der Erklärungsbedarf zu senden.

Königshütter. (Arbeiterwohlfahrt.) Am Dienstag, den 24. d. Mts., Ausflug nach dem Chorzower Wäldchen. Treffpunkt 6 Uhr früh Volkshaus.

Königshütte. Achtung Volkshaus. Montag, den 23. Juni, 7 1/2 Uhr abends, Frauen-Chorprobe. Mittwoch, den 25. Juni, abends 7 1/2 Uhr, Männer-Chorprobe. Um zahlreiches Erscheinen wird erlucht.

Königshütte. (Freie Kadler.) Sonntag, den 22. Juni, früh 8 Uhr, wird um pünktliches Erscheinen aller Kadler gebeten. Freunde und Gönner sind herzlich willkommen. Sammelort Volkshaus. Badehofen mitnehmen. Ziel Althammer.

Nikolai. (T. B. „Die Naturfreunde“.) Die Sonnenwendfeier des Touristenvereins „Die Naturfreunde“ findet am 21. und 22. Juni im Jamnatal statt. Die Mitglieder obgenannten Vereins der Ortsgruppe Nikolai sammeln sich am 21. Juni, abends 9 1/2 Uhr, auf dem Kartoffelmarkt. Punkt 10 Uhr abends Abmarsch.

Koschutna. „Freie Säger“ und „Arbeiterjugend“. Abmarsch zur Sonnenwendfeier am Sonnabend, den 21. Juni, abends 9 Uhr, vom alten Schlafhaule.

Rydzan. Am Sonntag, den 29. Juni, vormittags 10 Uhr, im bekannten Lokal Verjammlung des Bergbauindustriearbeiterverbandes. Referent Koll. Knappf.

Objary. Sonntag, den 29. Juni, nachmittags 2 Uhr, Verjammlung des Bergbauindustriearbeiterverbandes im bekannten Lokal. Referent Kollege Knappf.



Henko

Henkel's Wasch- und Bleich-Soda

unentbehrlich für Wäsche und Hausputz
Hersteller: Henkel & Co. Düsseldorf

Nervöse, Neurastheniker

die an Reizbarkeit, Willensschwäche, Energielosigkeit, trüber Stimmung, Lebensüberdruß, Schlaflosigkeit, Kopfschmerzen, Angst u. Zwangszuständen, Hypochondrie, nervösen Herz- und Magenbeschwerden leiden, erhalten kostenfrei Broschüre von Dr. Gebhard & Co., Danzig Am Leegen Tor 51.

Visitenkarten

in modernster Ausführung
liefert schnell und preiswert

„VITA“ NAKŁAD DUKARSKI
Katowice, ul. Kościuszki Nr. 29.



Von Rheuma, Gicht
Kopfschmerzen, Ischias
und Hegenischuß

sowie auch von Schmerzen in den Gelenken und Gliedern, Influenza, Grippe und Nervenschmerzen befreit man sich durch das hervorragend bewährte Jotal. Die Jotal-Tabletten scheiden die Harnsäure aus und gehen direkt zur Wurzel des Übels. Jotal wird von vielen Ärzten und Kliniken in Europa empfohlen. Es hinterläßt keine schädlichen Nebenwirkungen. Die Schmerzen werden sofort behoben und auch bei Schlaflosigkeit wirkt Jotal vorzüglich. In all. Apoth.

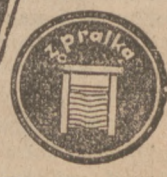
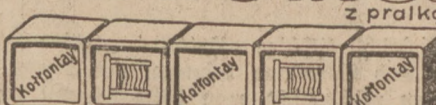
Best. 4% Acid. acat. salic. 0.040% Chinin. 12.5% Natrium ad 100 Amyl.



Reinheit und Milde

durch hohen Fett- und Glycerinegehalt, aromatischen Duft, reellen Preis - weil unverpackt, - sparsamen Verbrauch - weil härter und trockner - das sind die Kennzeichen der Seifenmarke „Koffontay mit dem Waschbrett“. Wenn es uns damit gelang, Millionen treuer Kundinnen zu erwerben, hoffen wir auch Sie, verehrte Hausfrau, zufriedenzustellen. Wollen Sie sich nicht davon überzeugen?

Koffontay



70a